

CAUX-

INFORMATIONSDIENST
DER
MORALISCHEN AUFRÜSTUNG

NR. 5+6
MAI UND JUNI 1992
44. JAHRGANG

Information

*Berichte
und
Interviews
zum Thema*

*Die
Erneuerung Osteuropas
Seiten 10-12*

Wandel in den Städten





Wandel in den Städten

KONFLIKTE BERGEN AUCH CHANCEN IN SICH 3-4
Interview mit dem Ausländerbeauftragten der Stadt Mannheim

Den Haag: Brückenfunktion erfüllen 4
Freiwillige geben seit 1975 Sprachunterricht für Ausländer

DRINGEND: VERTRAUENSBLDENE MASSNAHMEN 5-6
Der Ausländerbeauftragte mit zwei Pässen aus Gross-Gerau

Ein Kindergarten auf dem Hügel 7
Privatinitiative für Kinder im Armenviertel von Rio

«Ikageng»: südafrikanische Frauenorganisation 8-9
Hilfe für die Allerärmsten in den Vorstädten

DIE ERNEUERUNG OSTEUEOPAS 10-12
Der Bürgermeister von Łódź, der zweitgrössten Stadt Polens,
spricht in Luzern 10-11

Zum gleichen Thema – aus der Sicht eines Westeuropäers . . . 12

ZUM NACHDENKEN: Schulden begleichen oder abschreiben? 13

UNSER PORTRÄT 14-15
Zehn Jahre nach dem Krieg um die Falklandinseln: Kriegsgegner werden Partner

IN KÜRZE 16
Medienseminar in Frankreich – Arbeitswoche in Caux

«Der Überlebenskampf unseres Planeten wird in den Städten ausgetragen... Die Verantwortlichen der Grosstädte der Welt sind die eigentlichen Pioniere der Änderung», erklärte der Generalsekretär der Konferenz für Umwelt und Entwicklung der Vereinten Nationen.

Die Einsicht verbreitet sich zusehends, dass der Krise in den Städten mit vereinten Kräften und auf gegenseitig abgestimmte Weise begegnet werden muss. Dafür gibt es keine fertigen Rezepte. Es bedarf nicht bloss der kombinierten materiellen und personellen Mittel, sondern auch einer Entwicklung moralischer und geistiger Ressourcen, damit Einstellungen verändert, mit Spannungen umgegangen werden, Vertrauen geschaffen und Konflikte gelöst werden können.

In dieser Ausgabe berichten wir von unsern Gesprächen mit den Ausländerbeauftragten zweier deutscher Städte und von praktischen Initiativen einzelner Bürger oder ganzer Gruppen in verschiedenen Städten in Frankreich, den Niederlanden, Brasilien und Südafrika.

Warum moralisch aufrüsten?

Im Jahre 1938 erliess Frank Buchman einen Aufruf für eine «moralische und geistige Aufrüstung», um dadurch den Ursachen der Konflikte an die Wurzel zu gehen und zu einer Welt «frei von Hass, Angst und Gier» beizutragen. Seither haben sich Menschen verschiedenster Herkunft auf allen Kontinenten in diesem Sinne **eingesetzt**.

Eine moralische und geistige Erneuerung ist Angelegenheit eines jeden. Sie beginnt mit der Bereitschaft, im eigenen Leben die Änderungen zu vollziehen, die man in der Gesellschaft verwirklicht sehen möchte. Die Verpflichtung, Gottes Führung für das tägliche Leben zu erbitten, schafft die Grundlage für schöpferische Initiativen und gemeinsame Aktionen. Die unverrückbaren Werte der Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe verdeutlichen die Herausforderung für persönliche und weltweite Erneuerung.

«Konflikte bergen auch Chancen in sich»

Interview mit einem Ausländerbeauftragten

In der Industriestadt Mannheim wohnen seit der Ansiedelung der ersten grossen Unternehmen viele zugezogene Arbeiter aus allen Teilen Deutschlands. Das Wachstum der deutschen Wirtschaft brachte in den letzten Jahrzehnten die zunehmende Niederlassung ausländischer Arbeitskräfte mit sich. Deshalb war Mannheim eine der Städte, die früher als andere einen Beauftragten für ausländische Einwohner einsetzte. Helmut Schmitt versteht diese vielseitige Aufgabe. Er zeigt z. B. ein an die sechzig Seiten starkes Dokument, in dem Presseartikel und Stellungnahmen des öffentlichen Gesprächs rund um den geplanten Bau einer Moschee gesammelt sind.

In seinem Büro unterhielten wir uns über seine Arbeit als Beauftragter für die 51680 Ausländer in seiner Stadt, seine Erfahrungen und seine Hauptanliegen für die Zukunft.

WIE SEHEN SIE DIE SCHWERPUNKTE MOMENTAN?

Eins in Mannheim hat sich in den letzten Jahren gezeigt, dass das Asylthema sehr wichtig geworden ist. Ich denke, das wird ein Thema für den Ausländerbeauftragten bleiben müssen. Ein anderer Punkt ist natürlich das Ausländerrecht in Deutschland. Das muss neu überarbeitet werden, da gibt es noch einige Problembereiche.

WAS IST NOCH AUSSTEHEND?

Beispielsweise ist ein ganz wichtiger Punkt die Frage der *doppelten Staatsbürgerschaft*. Das ist eine alte Forderung unsererseits, die wir nicht umsetzen konnten, und da sind wir nach wie vor dran.

Weiter fehlt uns beispielsweise die *Härtefallregelung*, um damit mehr Kompetenzen auf die lokale Ebene zu bringen. Solche Fälle haben wir ständig – nicht sehr viele insgesamt, aber einer in der Woche beschäftigt uns und braucht viel Zeit und Kraft, beansprucht viele Leute: Politiker, Instanzen, die Verwaltung – und letztlich schaut nicht viel mehr dabei heraus, als dass viele einsehen, dass der Härtefall schwierig ist und man ihm irgendwo Rechnung tragen muss.

Und natürlich die *Versorgungsfrage* in den grossen Städten, der *Wohnraum*. Das Problem ist ja kein Ausländerproblem in dem Sinne; es wird bloss noch verschärft durch die Konkurrenzsituation.

Dann hoffe ich, dass wir im *Arbeitsplatzbereich* einigermassen Glück haben mit den Ausländern. Bislang war es so, dass die Ausländer benachteiligt waren. Sie sind es immer noch, aber die Arbeitssituation ist doch relativ gut; das zeigen auch die Arbeitslosendaten. Im Jahresvergleich hat sich die Situation in Mannheim um ein gutes Prozent verbessert. Wir waren bei 8%, jetzt sind es etwas mehr als 6%. Das sind tausend Leute, die Arbeit haben, und umgekehrt tausend weniger im Bereich der Sozial- und Arbeitslosenhilfe.

Man spart eine Menge Geld, die man ander-

weitig einsetzen kann. Das ist ganz wichtig. Probleme auf dem Arbeitsmarkt bedeuten nämlich immer auch eine Zunahme des politischen Problems. Wenn dort eine Entspannung eintritt, werden wir keine radikalen politischen Probleme haben. Das sind so ein paar Schlüsselfragen, die aber ganz schwierig zu lösen sind.

WAS IST IHR NEGATIVSTES ERLEBNIS IN IHRER ARBEIT UND WAS DAS SCHÖNSTE?

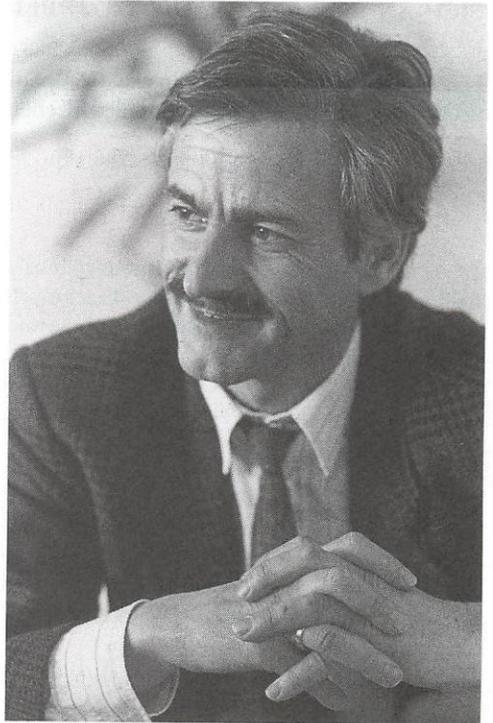
Negativ ist das Erlebnis, dass Lokalpolitiker in einem konkreten Fall nicht sehr überlegt und vernünftig mit dem Thema Asylantenunterbringung umgegangen sind. Da war ich sehr enttäuscht. Natürlich stehen sie unter dem Druck ihrer Bevölkerung und versuchen diesen Druck auch weiterzugeben. Das ist soweit in Ordnung; nur denke ich mir, Politik ist etwas mehr. Politik heisst auch Wege finden, heisst die Frage stellen: «Wie geht man mit Problemen um?» Das ist das Entscheidende. Die Umgangsformen: wie löst man sie? Da fehlt in manchen Fällen die politische Reife.

Das ist enttäuschend, besonders auf dem Ausländergebiet – aus dem einfachen Grund, dass auf diesem Gebiet kein Wahlkollektiv besteht. Ausländer dürfen ja nicht wählen. Sie sind ein Bevölkerungskreis, der politisch gesehen als freie Verfügungsmasse dasteht. Wenn ich verantwortliche Politiker habe, sagen diese: «Wir wollen uns um diese Leute politisch kümmern, auch solange sie kein Wahlrecht haben, weil unser Verantwortungsbewusstsein sie einschliesst.» Unsere Gemeindeordnung sieht dies übrigens auch so vor. Dort heisst es: «Wir haben uns nicht nur verantwortlich um die Bürger zu kümmern, sondern um alle Einwohner» – und da sind alle Ausländer dabei. Das ist bei Ihnen in der Schweiz ähnlich, das gilt für ganz Europa. So ist das europäische Rechtsverständnis, so sind die Grundsätze. Aber es gibt dann leider unerwartete Probleme. Das war ein sehr negatives Erlebnis. Denn natürlich hofft man als Ausländerbeauftragter darauf, einen Partner zu finden im politischen Feld, der einem bei der Arbeit hilft.

UND DAS SCHÖNSTE, DER ERFOLG?

Da will ich noch bei den Deutschen bleiben, obwohl es natürlich auch bei den Ausländern negative und positive Erlebnisse gibt. Es wäre völlig falsch, wenn man sie idealisieren wollte. Das muss ein Ausländerbeauftragter auch sehen. Aber die Deutschen sind für mich wichtige Partner. Und deswegen denke ich an eine Begegnung mit Deutschen, die sich dazu bekennen und das auch glaubhaft vermitteln können, dass sie bestimmte Dinge akzeptieren – auch wenn sie heikel oder schwierig sind: zum Beispiel die Genehmigung zum Bau unserer Moschee.

Das war für die Ausländer ein ganz wichtiges Zeichen und für mich ein wichtiges Erlebnis. Denn wir schafften es, viele Ebenen vorzubereiten und dann auch diesen Erfolg zu haben, dass ein Ausschuss und der Gemeinderat nicht ganz einstimmig, aber mit grosser Mehrheit zugestimmt hat. Im Umfeld dieser ganzen Debatte führten wir im Stadtteil Diskussionen mit vielen Deutschen. Und da war das Schöne eben, dass es Leute gab, die zwar gegen die Moschee waren, aber trotzdem sagten: «Wir werden mit den Türken weiterreden. Wir wol-



Helmut Schmitt, Mannheim

len die Moschee nicht gerade an diesem Ort, aber wir werden mit den Türken weiterreden.» Es ist schön, über zehn, zwanzig Jahre zu beobachten, wie so etwas wächst. Lange Zeit besteht völlige Gesprächsunfähigkeit, eine richtig stumme Nachbarschaft: Jeder redet und lebt am anderen vorbei, keiner kennt den andern. Trotzdem beobachtet man sich und kann allmählich ein gewisses Vertrauen finden, weil man sieht: Das ist auch ein Mensch. Dann kommt die Konfliktsituation, die einen zum Gespräch über das zwingt, worüber man

Forts. Konflikte-Chancen

vorher nie geredet hat. Nun findet man Wege, miteinander zu reden, ohne dies je gelernt zu haben.

Ich habe gesehen, wie schwer es den Leuten anfangs fiel, einander anzusprechen. Zuerst fallen da innerhalb kurzer Zeit Ausdrücke, Begriffe, die völlig emotional geladen sind. Das sind Dinge, die auch zeigen, das wir Deutschen noch nicht verstehen, was Islam heisst; er ist ja auch schwierig zu verstehen: es gibt verschiedene Strömungen und viele schillernde Zwischennuancen. Die Türken als Muslime haben auch nicht verstanden, was Christentum ist und was Christsein bedeutet. Und dann erst noch, wer Nicht-Christ ist bei den Deutschen. Das ist eine komplizierte Geschichte – für beide Seiten! Dazu kommt, dass bei den Einwanderern solche mit maximal fünf Jahren Schule in grosser Zahl kommen. Das ist ja schon ein riesiges Experiment. Also: Die schönen Erlebnisse kann man so zusammenfassen: Die Konflikte bergen auch eine Chance in sich.

GIBT ES SCHLÜSSELSTELLEN IN IHREM WERDEGANG? MAN HAT DEN EINDRUCK, DASS IHRE ANTENNEN AUSGEFAHREN SIND, DASS SIE EMPFANGEN UND SENDEN. ERINNERN SIE SICH AN ERLEBNISSE, DIE DAZU BEGETRAGEN HABEN?

Das ist schwer zu sagen. Ich bin als Sozialpädagogin ausgebildet und war in meinem Leben

Mannheim

«So gesehen, waren diese zwanzig, dreissig Jahre der Berührung mit andern Kulturen im grösseren Stil für die Deutschen hier schon eine tolle Chance.»

immer aufgeschlossen gegenüber Fremdem. Im Studium war das Thema der ausländischen Arbeitskräfte aktuell. Ich studierte Ende der 60er, anfangs 70er Jahre; da waren Ausländer schon ein Thema für Soziologen. Für sehr wenige, aber es war schon ein Thema und hiess damals «Wanderarbeitnehmer». Wir haben übrigens heute weniger Ausländer in der Beschäftigung als vor zwanzig Jahren.

Die Berührung mit diesem Thema ist bei mir durch viel Kontakt mit den Italienern, den Sizilianern gekommen. Mich haben diese Leute in ihrer Art, miteinander umzugehen, schon immer beeindruckt. Ich verstand kein Wort italienisch, sie sprachen mit den Händen, und wir unterhielten uns trotzdem. Ich war zwar oft skeptisch, aber es hat immer geklappt. Und wenn es einmal nicht geklappt hat, dann haben sie mich geholt, getröstet und gesagt: «Es ist nicht schlimm!» Sehr interessant, diese

andere Art Umgang, als wir Deutschen ihn pflegen. Das war auch schon ein schönes Erlebnis, die Entdeckung dieser fremden Art des Miteinander-Umgehens.

So gesehen, waren diese zwanzig, dreissig Jahre der Berührung im grösseren Stil mit andern Kulturen für die Deutschen hier schon eine tolle Chance. Oft hört man zum Beispiel: «Jetzt haben wir endlich die Gastronomie, die uns noch gefehlt hat.» Damit wird sehr viel mehr ausgedrückt, als in diesem einfachen Satz zu stecken scheint. Es geht um den ganzen Bereich der andersartigen Kultur.

HABEN SIE BEI ALLEDDEM NOCH ZEIT FÜR EIN HOBBY?

Erstens möchte ich sehr gerne in alle diese Länder fahren. Das habe ich noch nicht geschafft. Zwar war ich schon mehrmals in der Türkei, in Italien, vor allem Sizilien. Aber ich möchte auch noch anderswohin, und dazu braucht man Zeit. Ich würde gerne nach Spanien fahren, Nordafrika und so weiter. Das wäre doch für einen Ausländerbeauftragten wichtig. All dies geht natürlich auch zur Seite ins Berufliche, aber ich will Hobby und Arbeit gar nicht so sehr trennen. Das arabische Element, das würde mich interessieren. Mein anderes Hobby ist Gartenarbeit: Ich habe einen schönen Garten, der mir Spass macht.

BEGEGNUNG MIT AUSLÄNDISCHEN FRAUEN:

Brückenfunktion erfüllen



Charlotte Wolvekamp (Bildmitte) ist eine der freiwilligen Sprachlehrerinnen

erst 1991, diese freiwillige Tätigkeit wieder aufzunehmen. Aus welchem Grund investiert jemand soviel Freizeit? «Ich möchte gern eine Brückenaufgabe erfüllen», sagt sie. «Man hört viel Negatives über die Ausländer, aber eigentlich weiss ich nichts von ihnen. So werde ich mit dem konfrontiert, was ihr Leben ausmacht.» Als sie zum erstenmal von der OBV hörte, berichtet Lotty, war sie betroffen, wie die Rednerin erzählte, dass sie in Tunesien die Frauen frei und stolz umhergehen sah, während sie hier in Holland zu unglücklichen Menschen wurden. Es gelte, die Würde des anderen zu respektieren, sagt Lotty.

Im Haag gehen jede Woche hundertsiebenzig niederländische Frauen mit einer Tasche voller Unterrichtsmaterial zu Besuch bei marokkanischen oder andern ausländischen Frauen. Es sind Freiwillige der OBV-Stiftung (Ontmoeting Buitenlandse Vrouwen: Begegnung mit ausländischen Frauen).

Schon 1975 bestand die Freiwilligenorganisation «ABC-Projekt», welche in Quartier- und Klubhäusern Sprachstunden für Ausländerinnen anbot, die im Rahmen der Familiensammenführung aus dem Mittelmeerraum nach den Niederlanden gekommen waren. Zusammenarbeit zwischen einer ABC-Gruppe und einer kirchlichen Ausländer-Arbeitsgruppe führte zur Gründung des Projektes Ausländische Frauen. 1978 wurden die ersten Freiwilligen geschult, und 1983 wurde die OBV eine unabhängige Stiftung.

Malerviertel

Eine der Frauen, welche wöchentlich ins Transvaal- oder ins Malerviertel gehen (dort wohnen die meisten Ausländer; das Malerviertel hat landesweit den höchsten Prozentsatz), ist Lotty Wolvekamp. Lotty, die mit der Moralischen Aufrüstung arbeitet und unter anderem verantwortlich ist für das Konferenzsekretariat in Caux, hatte schon 1984 Kontakt mit der OBV. Die Umstände ermöglichten ihr

Die marokkanische Frau lernt nicht nur die holländische Sprache, sondern auch vieles über Kultur und Gewohnheiten. Lotty ihrerseits lernt marokkanische Kultur und Gewohnheiten kennen. Anfänglich musste man sich umgewöhnen, sagt sie. Beim Einbürgerungskurs wurde ausdrücklich gesagt, man dürfe nicht emanzipieren und keine religiösen Überzeugungen übertragen. Man muss also den Eigenwert der anderen völlig stehen lassen.

Alles in Ordnung

Das beginnt schon, wenn man klingelt. Man schwenkt die rote OBV-Karte, so dass die Schülerin, welche oben aus dem Fenster schaut, weiss, dass alles in Ordnung ist.

Neben den Sprachstunden versuchen die OBV-Mitarbeiterinnen auch, den kleinen Kindern, die noch zu Hause sind, das Spielen beizubringen. Es zeigt sich, dass der Rückstand auf der Volksschule oft schon aus der Vorschulzeit stammt, weil die allochthonen Kinder nicht spielen und sich deswegen nicht spielerisch allerlei Fertigkeiten und Begriffe aneignen. Nebst der vollen Büchertasche geht also auch eine Tasche mit Spielzeug aus der Ludothek mit.

Horizont oder Scheuklappen

Viele Beschäftigte der deutschen Opel-Werke wohnen im angrenzenden Landkreis Gross-Gerau. Es war der erste Landkreis Hessens, der einen Ausländerbeauftragten einstellte. Diese Aufgabe wird vom 37-jährigen Sozialpädagogen Sedat Ćakir wahrgenommen. Er ist deutscher Staatsbürger türkischer Herkunft. Als Beauftragter eines Landkreises hat er mit vierzehn Bürgermeistern, vierzehn Schulen – kurz, mit vierzehn von allem zu tun. Er gehört zu den zehn Personen seines Berufsstandes, die stellvertretend für alle ihre Kollegen den diesjährigen Theodor-Heuss-Preis empfangen.

Bei uns leben 800 Jugendliche zwischen 22 und 30 Jahren von der zweiten Generation und solche, die im Kindesalter hergekommen sind. Mit ihnen möchte ich eigentlich ein Buch schreiben, in dem jeder aus seinem Lebensbereich Situationen schildert, und wo wir zu analysieren versuchen, worin das Hin- und Herspringen zwischen den Kulturen besteht. Sie sprechen perfekt deutsch und sind in der Lage, in verschiedenen Kulturen zu denken, ohne sich dessen bewusst zu sein. Dies haben sie verstecken gelernt.

Denn unsere Gesellschaft verlangt Eindeutigkeit, Greifbarkeit: «Ich muss dich genau definieren können, du musst einschätzbar sein.» Dies verlangt die Mehrheit, ob dies nun die deutsche Gesellschaft ist oder die Eltern, von denen sie herkommen. Und sie versuchen sich hier in der deutschen Gesellschaft absolut

unauffällig zu benehmen, weil sie nur so voll integriert sind. Im Endeffekt ist es so, dass sie diese Situation weder akzeptieren, noch verinnerlichen. Sie haben wegen ihrer Herkunft ein Stückchen Abstand und sehen nicht alles als eindeutig und zusammengehörig, und sie merken, dass die hiesige Kultur Unlogisches, nicht Sinnvolles enthält, das sie nicht akzeptieren. Das führt zu einem gefühlsmässigen Problem: «Wenn ich dazu stehe, was ich fühle, dann verliere ich meine Eindeutigkeit. Wenn ich gewisse Akzente dieser Kultur einfach nicht akzeptiere, dann werde ich von dieser Gruppe wieder hören: «Aha, du hast ja nur so getan, du hast dich nicht integriert.» Sie werden also mit gewissen Akzenten nicht klar, die sie nicht nachahmenswert finden. Dasselbe passiert im Elternhaus.

Signale von der anderen Seite

Ich fragte einen italienischen Jugendlichen, der Handelskaufmann war und jetzt Jura studiert, was er von seiner Identität halte. Er entgegnete, er habe sich noch nie solche Gedanken gemacht. Er wohne hier in Deutschland und habe keine Probleme. Dann fragte ich: «Meinst du nicht, dass es Situationen gab, wo dich weder die Italiener noch die Deutschen verstanden?» Da wurde er stutzig, und ich kam gar nicht mehr zum Reden, er sprudelte nur so – meine Frage hatte einen Damm durchbrochen. Er sagte, er sei 26-jährig, und noch nie habe ihm jemand diese Frage gestellt und so offen nachgeforscht, ohne ihn an den Pranger zu stellen.

Vieles steckte in ihm drin, was er weder zu Hause noch in der Schule noch anderswo hatte erzählen können, weil er irgendwie nicht verstanden worden wäre. Dies sei die erste Gelegenheit. – Dann sagte er: «Mit meinem ehemaligen Chef in der Textilfirma fuhren wir nach Spanien zum Einkauf.» Und als er sah, wie tolpatschig sich sein Chef bei den Verhandlungen benahm, dachte er sich: Ja, merkt denn der nicht, welche Signale von der anderen Seite gegeben werden? Zum Beispiel will er drei Ballen von dem einen Stoff. Der andere sagt, zwei haben wir, aber dazu noch etwas anderes, was für Sie interessant wäre. Aber der Chef versteift sich auf die drei Ballen. Dabei könnte

er doch die beiden nehmen, sich für das andere auch interessieren und sagen: Ja, wir bleiben in Kontakt – unser Geschmack muss ja nicht allumfassend sein. Es könnte ja sein, dass der andere den Markt besser verstanden und das Ganze auf dem aktuellen Stand hat, also dieser Kontakt eine Bereicherung wäre.

Lernprozess

Es sind nicht alle Deutschen so, aber es gibt typisch deutsche Charaktermerkmale, zum Beispiel diese Oberlehrerhaftigkeit. Ob man dies nun bei den Grünen erlebt oder als Marxist oder in welchem Bereich auch immer, man mischt sich bei den andern ein. Und das wird den Deutschen im Ausland vorgeworfen. Dann wird hier entgegnet: Das ist ja nur Neid, weil wir es so gut können. Es wird nicht aufgenommen, nicht verinnerlicht. Weiter kommt dazu, dass Deutsche mit Deutschen genau gleich verfahren. Da sind die Westdeutschen,



Sedat Ćakir, Gross-Gerau

In Europa sehen wir mancherorts Ausbrüche von Fremdenhass. Wie soll man darauf reagieren? Lotty: «Einerseits muss ich zugeben, dass dieser Zustrom von Leuten mit so andersartigen Kulturen etwas Beängstigendes hat. Wir müssen uns über unsere eigene Lage neu klarwerden. Andererseits können wir uns nicht der Verantwortung entziehen, etwas zu unternehmen. Unsere heutige Lage haben wir selbst vor einigen Jahrzehnten leichtherzig geschaffen. Wir können jetzt nicht mehr wählen, ob diese Leute hier sind oder nicht. Doch können wir die Wahl treffen, ihnen ihre Würde zu lassen.

Hennie de Pous

die mit einem Stückchen dieser Oberlehrerhaftigkeit an die Ostdeutschen herangehen und ihnen sagen: Was ihr gemacht habt, ist alles überhaupt nichts wert. Wir wissen, wie es gemacht wird. Demokratie, Marktwirtschaft, Soziales – alles, sogar was ihr mit der Ehe gemacht habt, ist nicht richtig gewesen. Das schafft bei den Osis den Eindruck: «Diese Besserwisser!» – wobei die Osis auch wiederum diese Oberlehrerhaftigkeit verinnerlicht haben und jetzt plötzlich erst recht nicht verkraften können, dass es da noch bessere Besserwisser gibt. Dies von Grund auf aufzuarbeiten, ist ein wichtiger Lernprozess; deshalb möchte ich das Buch schreiben.

Forts. Scheuklappen

Die Schule muss sich öffnen

Als dringendste Aufgabe sehe ich vertrauensbildende Massnahmen. Hier sind wir im Gespräch mit der Kripo, denn die Jugendkriminalität nimmt eindeutig zu. Davor verschliessen sich die ausländischen Eltern und die Schulen, weil sie es einfach nicht wahrhaben wollen. Ich denke, die Polizei wird hier ein Stückchen im Stich gelassen: Sie ist damit konfrontiert, kriegt aber keine Hilfe. Wir sind dabei, zu bewirken, dass über Elternvereine, Zeitungen und ausländische Medien etwas unternommen wird. Die Schule ist auch hier ein wichtiger Faktor.

Kürzlich schlug ich den Lehrern vor, mehr interkulturell zu arbeiten, auch im Hinblick auf 1993, wenn mit dem Binnenmarkt die Grenzen aufgehen. Denn dieser ist nicht nur für den wirtschaftlichen Austausch gedacht, sondern wenn ein Spanier mit seinen Kindern hierherkommt, wird er den Anspruch auf entsprechende Schulung für seine Kinder erheben, also darauf, dass seine kulturellen Werte auch hier vermittelt werden. Das heisst, die Schule muss sich öffnen, wie dies Politik und Wirtschaft tun. Dabei muss sie natürlich ihren regionalen Charakter behalten.

Die Auseinandersetzung

Es heisst, die Ausländerkinder und Eltern identifizieren sich nicht mit uns. Die Eltern verweigern Elternabende und überhaupt ihre Mitarbeit. Und ich sage den Schulbehörden: «Das verwundert mich nicht, denn ihr wollt ja die Kultur dieser Kinder überhaupt nicht berücksichtigen und sagt: «Was ihr von euren Eltern mitgebracht habt, ist minderwertig!» Von seiten der Schule heisst es dann vielleicht: «Wir werden euch jetzt so sozialisieren, dass ihr euch in der Gesellschaft besser zurechtfinden werdet.» Welche Eltern wollen schon daran mitarbeiten, dass ihre Kinder erstens entfremdet und zweitens sie selbst mit ihrer

Gross-Gerau

Den Mitteilungen des Ausländerbeauftragten des Kreises Gross-Gerau entnehmen wir, dass die 14 Kommunen des Landkreises zur Zeit ca. 36 790 Einwohner und Einwohnerinnen ausländischer Nationalität zählen.

Davon sind über 20% bereits in Deutschland geboren. Sie kommen aus 70 Nationen und ergeben 16% der Gesamtbevölkerung. An erster Stelle stehen die Türken, gefolgt von den Italienern.

Kultur als Partner nicht ernstgenommen werden? Die Auseinandersetzung findet zwar nicht öffentlich statt, wird aber auf dem Rücken der Kinder ausgetragen. Sie werden nicht motiviert, sich in der Schule einzubringen, und die Lehrer versuchen, sie ein Stückchen von ihrem Elternhaus abzukapseln. Daraus entstehen Konflikte: Die Kinder stehen da, von einer Seite akzeptiert und von der andern losgelöst...

«Du bist ja einer von uns»

Mein schönstes Erlebnis vom Gefühl her war, als ich hier anfang. Mir wurde gesagt: «Na ja, türkische Herkunft, deutscher Pass: Ob Sie in der Lage sind, Ausländerbeauftragter zu sein? Ob Sie anerkannt werden?» Als ich dann meinen ersten Termin hatte beim italienischen Familienverein, kam ich herein, und da sassen zehn oder fünfzehn Vereinsmitglieder. Wir fingen an zu reden, und gleich im ersten, zweiten Satz sagte der Vereinsvorsitzende: «Çakir, wir brauchen dir als Ausländerbeauftragtem nicht lange über unsere Probleme zu erzählen, du bist ja einer von uns. Das heisst, wir können gleich auf die konkreten Sachen eingehen.» Das tat mir so gut, weil ich vorher so oft hören musste: «Ja, können Sie überhaupt diese Funktion wahrnehmen?» Ich wurde also gleich am ersten Abend als Vertrauensperson akzeptiert.

Abwehrhaltung

Das Schlimmste für mich ist, wenn ich von Kollegen der Sozialarbeit oder von Pädagogen erlebe, dass ich durch die Ausübung meiner Funktion in übergeordneter Stelle, direkt dem Landrat unterstellt, bestimmte Ideen auch initiieren muss und dann feststelle, dass ich gerade bei diesen deutschen Kollegen absolut keine Anerkennung finde, weil bei ihnen das Gefühl da ist: «Was, Ausländer? Die hatten wir bisher nur als Klientele. Nun ist da einer, der in einer höheren Funktion sitzt und uns auch noch vorschreiben will, wie unsere Arbeit auszusehen hat.» Gerade unter Sozialarbeitern und Pädagogen diese Abwehrhaltung, diese Denkstruktur – das hat mich ziemlich traurig gestimmt.

Hobby und Projekte

Ein Hobby? Hatte ich! Ich segle sehr gerne. Ja, aber seit zwei, drei Jahren... Da ist nicht nur die Arbeit, sondern ich habe ein anderthalbjähriges Kind, und das ist jetzt unser Hobby!

Seit 40 Jahren haben wir Gastarbeiter, das heisst, seit fast zwei Generationen. Das ist ein Stück Geschichte in diesem Kreis Gross-Gerau. Das wollen wir deutlich machen.

Denn es hat immer schon eine Ein- und Auswanderung stattgefunden. Im 18. und 19. Jahrhundert sind viele in die USA ausgewandert. Im Dritten Reich mussten die Juden auswandern. Nach dem Zweiten Weltkrieg kamen die Aussiedler...

Es besteht ein Projekt. Der Antrag dazu liegt beim Bundesministerium, und ich bin zuversichtlich, dass er auch durchkommt: nämlich ein Heimatmuseum zu gestalten, um die Geschichte am Beispiel der Migranten deutlich zu machen.

Luzern: Beitritt zum Klimabündnis



Luzern, 6. April. Als erste Schweizer Stadt ist Luzern dem Klimabündnis zur Erhaltung der Erdatmosphäre beigetreten. Die beteiligten europäischen Städte bekunden damit ihr Engagement zum Schutz der Regenwälder. Sie verpflichten sich unter anderem zum Verzicht auf Fluorchlorkohlenwasserstoffe (FCKW) und Tropenholz.

Die Initiative zum Klimabündnis ging von Gemeinden in Deutschland, Österreich und den Niederlanden aus. Sie wird vom Europarat unterstützt.

Bisher war es nur ein Manifest. Seit kurzem ist das Klimabündnis zur Erhaltung der Erdatmosphäre zwischen 122 europäischen Städten und den Regenwäldern Amazoniens auch eine Organisation mit konkreten Verpflichtungen.

Aus einer Meldung in der «Neuen Zürcher Zeitung»

Rio-Schweiz und zurück

Es begann auf dem Gemüsemarkt in Rio de Janeiro. Eine Hausfrau erinnerte sich beim Einkauf, dass in der nahegelegenen Favela (Hüttensiedlung) «Parque Vila Isabel» die Leiterin eines Kindergartens, Donna Anna, täglich eine Gemüsesuppe zubereitet, damit die Kinder wenigstens eine nahrhafte Mahlzeit bekommen. «Also, ich bringe ihr etwas von meinem Gemüse», beschloss die Hausfrau. Eine berufstätige Bekannte hörte dies und fand, das genüge nicht. Mit andern Berufstätigen gründete sie eine Genossenschaft, um monatliche Beiträge an den Kindergarten geben zu können.

Donna Anna, die ehemalige Vorsteherin der Favela, hatte mit bescheidenen Mitteln den Kindergarten eingerichtet, um mittellosen

Müttern zu ermöglichen, einem Verdienst nachzugehen, ohne dass die Kinder auf der Strasse herumlungern und Opfer der Drogenmafia und der Prostitution werden. Sie selbst bezieht kein Gehalt und leistet ihre Arbeit aus dem Glauben heraus. Ihre Kindergärtnerinnen begnügen sich mit einem Minimum. Mittlerweile halten sich dort täglich 160 Kinder im Vorschulalter auf. Die Eltern bezahlen im Monat einen Unkostenbeitrag von umgerechnet 2.50 Franken, wenn sie es können. Alles andere übernimmt Anna, einschliesslich die erwähnte Gemüsesuppe.

Vor zwei Jahren besuchte Donna Anna die Konferenz in Caux und wurde von einer Gruppe von Frauen nach Bern eingeladen. Sie konnte auch einer Schulklasse von ihrem



Einige der Kinder vor dem neuen Haus

Unternehmen berichten. Die Lehrerin war so beeindruckt, dass sie ankündigte, sie werde jedesmal, wenn die Klasse in der Pause nicht streite, etwas Geld beiseitelegen. So kamen 130 Franken zusammen. Die Kinder beschlossen, ihre Bleistifte mit den Kindern von Rio zu teilen, und schliesslich konnte Anna mit einem Sack voller Geschenke zurückreisen.

Als 1991 der Weltgebetstag von brasilianischen Frauen gestaltet wurde, beschloss dieselbe Gruppe von Berner Frauen, etwas Konkretes für Brasilien zu tun. Bei einem Frauen-Frühstück sammelten sie 250 Franken für Donna Anna. Mit diesem Geld konnte im Zimmer der Kleinsten ein Holzboden über den Zement gelegt werden.

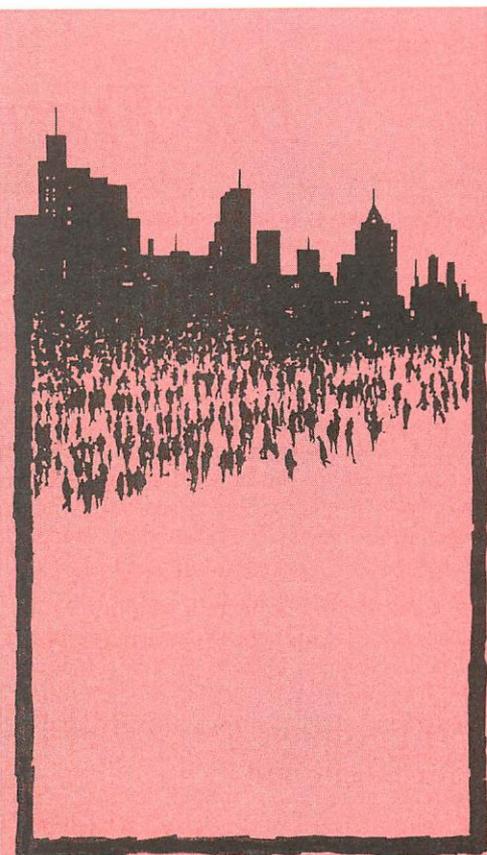
Der Funke zündete, und bald beteiligten sich mehrere andere Frauen am Projekt «Parque Vila Isabel». Ein ähnlicher Kindergarten in der

Favela «Nova Holanda» wurde ebenfalls Nutzniesser dieser unbürokratischen Hilfe aus der Schweiz.

Vor einiger Zeit wurde Donna Anna ein gut bezahlter Job angeboten. Als sie nachforschte, entdeckte sie, dass die Drogenmafia ihrer Favela das Ganze inszeniert hatte, um sie vom Kindergarten wegzulocken, denn sie war ihr unbequem. Natürlich beschloss sie, bei ihren Kindern zu bleiben.

Kürzlich konnte zusätzlich ein Haus mit zwei Räumen und zwei Toiletten erstellt werden (siehe Bild), das vormittags dem Kindergarten dient und wo nachmittags Kurse für Jugendliche aus der Favela geplant sind, damit diese einen Beruf erlernen können.

(P.S. Zum Thema Strassenkinder von Rio siehe unsern Buchtip S. 9).



Städte-Konsultation

Unter dem Titel «Wandel in den Städten» wurden in den letzten drei Jahren internationale Konsultationen veranstaltet, welche entweder im Konferenzzentrum von Caux oder in verschiedenen Grossstädten stattfanden. Die Konsultationen dienten dem gegenseitigen Erfahrungsaustausch. Ihre Teilnehmer stammten aus dem weiten Spektrum der Verantwortung in öffentlichen und privaten Institutionen und konnten dank dem Erfahrungsaustausch zu einer erneuerten Entschlossenheit beitragen, die notwendigen Veränderungen zu bejahen und der Entmenschlichung des städtischen Lebens entgegenzuwirken.

Die nächste internationale Städte-Konsultation findet unter dem Titel: **Die Zukunft der Städte – der menschliche Faktor** vom 15. bis 21. Juli 1992 in Caux statt.

Zu den Themen dieser Konsultation gehören:

1. Partnerschaft zwischen der öffentlichen Hand und den freiwilligen Organisationen und Einzelpersonen
2. Mitarbeit und Integration kultureller, religiöser und rassischer Gruppen in einer pluralistischen Gesellschaft
3. Zeichen der Hoffnung bei Risikogruppen (Beispiele, wie Randgruppen aus der Rolle der Opfer ausbrechen und verantwortliche Initiativen entwickeln)

Weitere Auskünfte erteilt das Konferenzsekretariat, Moralische Aufrüstung, CH-1824 Caux

Die Frauenorganisation Ikageng – Hilfe

Frühjahr 1992: Das ganze riesige Stadion von Butshabelo in der Nähe von Bloemfontein, das erst vor kurzem eröffnet wurde, vibriert. Tausend Frauen, aus sämtlichen Teilen des Landes herbeigereist, singen aus voller Kehle und tanzen dazu. Sie gehören der Frauenorganisation Ikageng an, was sich am ehesten mit «Fange selbst mit dem Bauen an» übersetzen lässt. Sie feiern die Gründung des 59. Zweiges ihrer Bewegung.

Die Gründerin, Marjorie Mohlala, entzündet die grosse Kerze, von der die Flamme an die tausend Kerzlein weitergereicht wird, und spricht das Motto der neuen Ikageng-Zweigstelle: «Wir wollen den Ärmsten der Armen dienen, was immer dies kosten mag.» Wieder erklingt ein von allen angestimmtes Loblied.

Wie kam die Sozialarbeiterin Marjorie Mohlala aus Kwa Thema, einer Schwarzenvorstadt von Johannesburg, überhaupt dazu, eine solche Bewegung zu lancieren, die mit ihren zehntausend Mitgliedern zur grössten Frauenorganisation des Landes geworden ist?

Schon als junge Frau empfand sie stark, dass die afrikanischen Frauen sich zu schnell den unmenschlichen Bedingungen unterworfen hatten, welche ihnen das soziale und politische Apartheidsystem aufzwang. Noch fehlte es ihr aber an der inneren Ruhe und Gewissheit, um selber etwas unternehmen zu können. Schon 1943 hatte sie durch die Ideen der Moralischen Aufrüstung, die sie und ihr Mann damals kennengelernt hatten, eine innere Befreiung erlebt. Der Schlüsselgedanke, der ihr damals geholfen hatte, lautete: «Deine Bitterkeit hat Gott aus deinem Leben vertrieben.»

Diese Bitterkeit gegen die Weissen war durch ein Erlebnis geschürt worden, welches ihre stark gehbehinderte Grossmutter ihr erzählt hatte: Als junge Frau war diese von ihrem weissen Herrn, einem Farmer, ertappt worden, als sie die Arbeit unterbrach, um ihrem Säugling zu trinken zu geben. Der Farmer hatte sie so ausgepeitscht, dass das Rückgrat gebrochen war. Da der Arzt an jenem Tag in die Stadt gefahren war, wurde sie nicht behandelt – daher die lebenslängliche Behinderung.

Weiter hatte Marjorie den Gedanken: «Du hast Führungsfähigkeiten, die du einsetzen solltest.» Erst mehrere Jahre danach, als sie, in ihren eigenen Worten, «beschloss, ihre Hautfarbe zu vergessen», erhielt sie die entscheidenden Anregungen, welche später zur Gründung von Ikageng führten. «Warum sollten wir nicht eine Frauenorganisation gründen, die den Allerärmsten der Armen hilft? Wir werden freiwillig arbeiten. Als Mütter leben und arbeiten wir Frauen für die kommenden Generationen. Also könnten wir etwas unternehmen, das auch die jungen Frauen anspricht.»

Im Leprakrankenhaus

«Ich musste lernen, wie man eine Versammlung leitet und wie man Sitzungsprotokolle schreibt. Oft taten wir es zu zweit, um ganz sicher zu gehen, dass wir nichts vergassen.»

Aber zu allererst ging es darum, die Frauen zu motivieren, ihnen zu helfen, die Leiden der andern zu sehen und zu spüren. Marjorie kannte ein Leprakrankenhaus. Dort würde sie mit den Frauen die Patienten besuchen, die oft von ihren eigenen Familien verstossen waren. «Wir fuhren in einem Bus mit einer Ladung sauber gewaschener Kleider, Süssigkeiten und Früchte hin. Eine Krankenschwester führte uns von Saal zu Saal. Einige Frauen zögerten, die Geschenke selbst zu verteilen, weil sie sich vor Ansteckung fürchteten. So musste ich ein Beispiel geben. In jedem Saal sangen wir zum Schluss ein Lied und sprachen gemeinsam ein Gebet. Auf der Heimfahrt betete eine der Frauen laut: «Vater, schenke uns Frieden und hilf uns, damit wir andern helfen können.» So hatten die Leprapatienten den Frauen einen grossen Dienst geleistet.»

Die Not, gegen die Ikageng ankämpft, ist gross. Die durch die Apartheid-Politik entstandenen Schwarzenvorstädte wie Soweto, Sharpeville, Ixopo und Diepkloof sind eigentlich nur Schlafstädte; man findet dort kaum ein Geschäft, die Strassen aus roter Erde sind vom Regen ausgewaschen, überall liegen Abfälle herum, und in den spärlichen Büschen hängen alte Plastiktüten, die der Wind dorthin getragen hat.

Frankreich:

Originelle Initiative eines Quartiervereins

Roubaix – ein Samstagnachmittag vor dem örtlichen Sitz der EDF (Electricité de France), des mächtigen Staatsorgans, welches das Monopol der Stromherstellung und -verteilung in Frankreich innehat. Ein Zwölfjähriger kommt mit dem Fahrrad, öffnet die Tür mit «seinem» Schlüssel, geht zu einem Apparat, der einem Fahrkartensystem gleicht, steckt seinen Schlüssel ein, wirft ein paar 10-Franc-Münzen in den Schlitz und zahlt so den Stromverbrauch seiner Familie für einige Tage im voraus.

Diese raffinierte Einrichtung wurde nach einem erbitterten Kampf des Quartiervereins von Alma-Gare mit der EDF entwickelt. Alma-Gare ist ein grosser Komplex von Sozialwohnungen, der in den letzten zehn Jahren die berühmt-berüchtigten «courées» ersetzt hat – im 19. Jahrhundert von den Wollfabrikanten für ihre Arbeiter erstellte Wohnungen ohne fliessendes Wasser und sanitäre Anlagen. Die Stadt zählt immer noch etwa 5000 davon.

Das Quartier wird von Familien mit geringem

Die Küche als Büro

Die meisten Frauen stehen morgens um vier Uhr auf; dann heisst es waschen, für den Mann (so es ihn gibt) und die Kinder Frühstück und Abendessen vorbereiten. Dann gehen sie den ganzen Tag zur Arbeit in der Innenstadt, wo sie auch einkaufen.

In den schwarzen Stadtteilen wächst die Zahl der heimkehrenden Flüchtlinge, der aus dem Exil Zurückkehrenden und der vom Land zuziehenden Arbeitslosen. (In Soweto zählt man offiziell 3,5 Millionen Einwohner, in der Tat leben jedoch über fünf Millionen Menschen dort.) Die Hoffnungslosigkeit, die Wut, die Einsamkeit der «alleinstehenden» Arbeiter, die ihre Familien nicht mitbringen durften, kommt zu den politischen Rivalitäten hinzu, und das Ganze schürt die konstanten, gewaltvollen Auseinandersetzungen. In diesem Klima arbeitet Marjorie Mohlala seit über zwanzig Jahren mit den Frauen, die sie immer wieder ermutigt, nicht aufzugeben. Es gibt keine straff strukturierte Bewegung: Die Büroarbeiten werden in Marjories Küche erledigt.

Ikageng sieht in jedem Leid eine Möglichkeit zum solidarischen Handeln. Hier hat eine Familie ihren Vater durch Mord verloren, dort ist das Dach eines Hauses durch Brandstiftung zerstört worden, ein Kind ist ins Kreuzfeuer geraten und von einer Kugel getroffen gestorben – in all diesen Fällen kommt Ikageng zu Hilfe, deckt die Kosten der Beerdigung, findet eine Familie, welche die Waisen adoptieren kann, übernimmt das Schulgeld oder bringt

Einkommen bewohnt: Arbeitslose oder Niennieser des RMI (revenu minimum d'insertion), eines Zuschusses für Personen oder Haushalte, die keinerlei Einkommen haben oder deren Recht auf Arbeitslosengeld abgelaufen ist (in Roubaix gibt es 3000). Nun geschah es immer wieder, dass den Familien die Elektrizität abgestellt wurde, weil sie ihre Stromrechnung nicht bezahlt hatten. Um wieder angeschlossen zu werden, mussten sie jedesmal die Verwaltungs- und Abonnementsgebühren neu entrichten. Dies war in den Augen des kämpferischen Quartiervereins eine inakzeptable Ungerechtigkeit.

Heute besitzen 700 Familien in Roubaix (davon 500 in Alma-Gare) ihren Schlüssel und können von Woche zu Woche oder sogar von Tag zu Tag den benötigten Strom bezahlen. Das erspart der Streitsachenabteilung der EDF Arbeit und gibt den Einwohnern mehr Sicherheit. Zudem schult es ihr Verantwortungsbewusstsein, da sie feststellen, wieviel Strom sie täglich verbrauchen.

Ph. Lasserre

für die Allerärmsten



Zuerst galt es, die Frauen zu motivieren

ganz einfach während einer gewissen Zeit die notwendigsten Nahrungsmittel.

Es bestehen auch längerfristige Programme zur Unterstützung und Pflege älterer Menschen, von Behinderten und Familien, die materielle Not leiden.

Erdnussbutterbrote

Als sie erfuhr, dass wieder mehr und mehr Kinder im Primarschulalter an Tuberkulose erkrankten, lancierte Marjorie Mohlala ein Ernährungsprogramm für diese Kinder, damit sie der Ansteckungsgefahr besser standhalten können. Sie ermutigte den Anbau von Gemüse in den kleinen Vorgärten der Häuser.

Die Frauen des Ikageng bereiteten täglich schichtungsweise eine Mahlzeit für alle diese Kinder zu: Die Mütter, welche zu Hause blieben, kochten für eine ganze Anzahl, andere verteilten das Essen an die Kinder, welche in der Nähe ihrer Arbeitsstelle zur Schule gingen. Eine dritte Gruppe bereitete die mit Erdnussbutter bestrichenen Brote und Milchportionen für den nächsten Morgen.

Das Projekt wurde in Zusammenarbeit mit Kinderärzten und Kinderkrankenschwestern ausgearbeitet und erhielt staatliche Subventionen. Auch wurden während drei Jahren TB-Tests durchgeführt und Medikamente zur Stärkung der Abwehr verteilt.

Den Mitgliedern von Ikageng liegt aber auch daran, das Verantwortungsbewusstsein des einzelnen zu stärken. In Rockville und Soweto forderten sie die Schüler auf, ihren Stadtteil aufzuräumen. In Deneysville zeigten sie den älteren Menschen, wie sie aus alten Zeitungen Brennstoffbriketts herstellen können. Die neuauftretende Gefahr von Aids zwang die Frauen, über diese Krankheit nähere Informationen zu erlangen, um diese an die Bevölkerung weiterleiten zu können.

Sie erstellen ihr Arbeitsprogramm aus eigenem Antrieb und verlangen weder von der Regierung, noch von irgendwelchen politischen Parteien finanzielle Unterstützung. Die Arbeit wird durch Spenden finanziert, durch den Erlös aus verschiedenen Bazaren und Tombolas. Oft sind es recht bescheidene Summen oder auch Naturalspenden.

Heute ist Ikageng bekannt, und die Mitglieder werden regelmässig aufgefordert, an Gesprächen und Seminaren verschiedener schwarzer und weisser Frauenorganisationen mitzuwirken. Marjorie Mohlala wurde am Fernsehen interviewt und war kürzlich mit anderen Leiterinnen verschiedener Hilfsorganisationen zu einem Gespräch bei Frau de Klerk, der Gattin des Präsidenten. Sie benutzte die Gelegenheit, um diese zur nächsten Vollversammlung der Ikageng-Bewegung einzuladen.

Wenn Marjorie Mohlala und die Mitglieder von Ikageng ihre traditionellen Kerzen entzünden, wissen sie, dass die meisten trennenden Schranken zwischen den Rassen in ihrem Land heute gefallen sind; dass der Weg noch weit ist, aber ein neues Südafrika tatsächlich im Entstehen ist.

Evelyne Seydoux

Lese-tips

Evelyn Puig

CHICO, DER JUNGE VON DER STRASSE

Weil Chico, der Favela-Junge aus Rio, offen ist für die Nöte der Menschen in seiner nächsten Umgebung, bringt er Hoffnung in eine Welt, in der das Elend vorprogrammiert und kein Spielraum für das Gute zu sein scheint.

Aussaat Verlag, ABC-team Jugendbuch
64 Seiten, Fr./DM 7.80

Garth Lean

DER VERGESSENE FAKTOR

Vom Leben und Wirken Frank Buchmans

«Biographien können leicht eine Tendenz zur Verschönerung oder Nachbesserung aufweisen. Garth Lean aber berichtet, «wie es wirklich war». Ein Handbuch des geistigen Lebens und Kampfes, das von allen studiert werden sollte, die sich darum sorgen, in welcher

Richtung sich die Menschheit entwickelt.»

Klaus Bockmühl

Brendow-Verlag, 500 Seiten
DM 34.-/Fr. 32.80/öS 265.-

und nicht zuletzt...

CAUX-INFORMATION Monatszeitschrift

Sind Sie schon Abonnent? Ergreifen Sie die Gelegenheit und bestellen Sie Ihr Jahresabonnement – oder schenken Sie ein solches Ihren Freunden in Ost und West!

Deutschland: DM 42.-

Schweiz: Fr. 32.-

übrige Länder: Fr. 37.-

Luftpost: Fr. 41.-

Studenten, Lehrlinge: Fr. 24.-

Die Erneuerung Osteuropas – aus der Sicht

Oberbürgermeister Grzegorz Palka aus Łódź in Polen

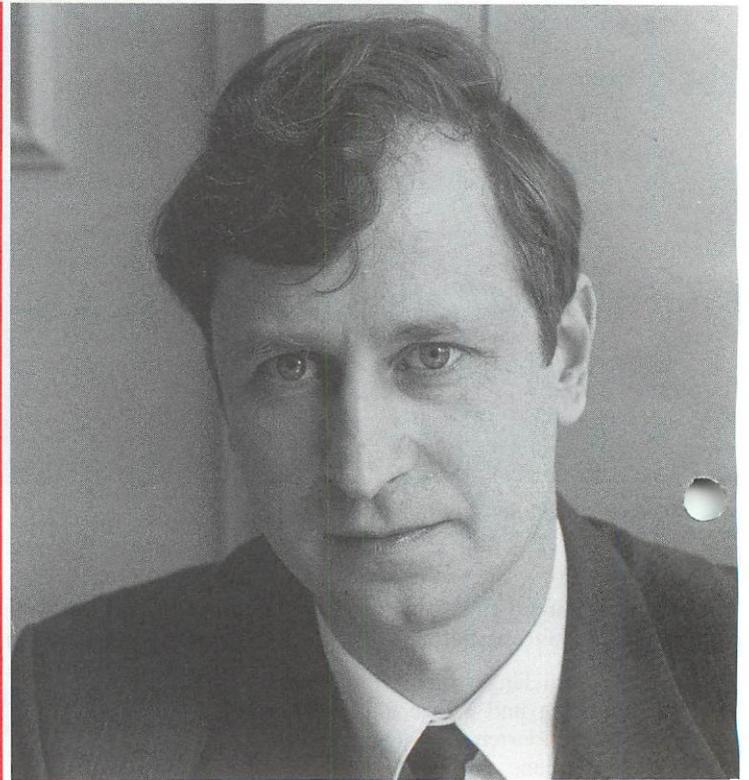
Grzegorz Palka, ein diplomierter Chemiker, setzte sich von allem Anfang an für die Solidarność-Bewegung ein. Er wurde Mitglied eines ihrer lokalen Ausschüsse mit 300 000 Mitgliedern.

Bei Ausrufung des Kriegsrechts 1981 wurde er vom damaligen Regime verhaftet und verbrachte bis zur Amnestie zweieinhalb Jahre im Gefängnis.

Seit Mai 1990 ist er Mitglied des Stadtrates von Łódź und wurde im Juni 1990 zum Stadtpräsidenten gewählt.

Palka (Jahrgang 1951) ist verheiratet und wohnt mit seiner Frau, einem Sohn und einer Tochter in Łódź.

Anfangs April besuchte er Luzern, wo er in einem Referat die heutige Situation in Polen schilderte, insbesondere in seiner Industriestadt, welche sich mit ihrer knappen Million Einwohner mitten im Umbruch befindet.



Zu meinem Lebenslauf möchte ich beifügen, dass ich den Kommunisten nicht mehr böse bin wegen dieser zweieinhalb Jahre im Gefängnis. Es waren zwar sehr schwierige Jahre, aber auch Jahre, durch die ich sehr viel inneren Reichtum gefunden habe – eine Zeit, in der ich mir selber die grundlegenden Fragen stellen musste, in der Stille, ohne Ablenkung. Sie wurden zu einer Zeit der religiösen Wiedergeburt, in der ich meinen Glauben neu gefunden habe.

Nach den Erfahrungen, die ich mit Solidarność gemacht hatte, war es übrigens nicht zu schwierig, diese Anliegen jetzt als Stadtpräsident von Łódź auch zu vertreten. Ich glaube daher, dass die Gewerkschaft eine sehr gute Schule für sozialen Einsatz und gesellschaftliche Aktivitäten ist.

Unerfüllte Versprechen

Die grössten Schwierigkeiten, denen wir uns heute in ganz Polen gegenübersehen, entspringen Erwartungen, die durch Versprechen geweckt, aber unerfüllt blieben. Solidarność und viele andere Gruppierungen haben den Menschen sehr viel versprochen, um sie für den Kampf gegen das kommunistische Regime zu motivieren: dass sie sehr bald reich, zufrieden und glücklich sein würden. Ich muss auch sagen, dass uns bei dieser Art von Versprechen die Propaganda aus dem Westen – Filme usw. – sehr unterstützte. In den Filmen sahen wir den Reichtum und das schöne Leben, aber nur selten die Arbeit.

Aber heute müssen wir in Polen unsere Auslandsschulden zurückzahlen; es wird weniger Geld in Umlauf gebracht, daher diese weitverbreitete soziale Enttäuschung: Man hat uns viel versprochen, und jetzt haben wir noch weniger als vorher.

Der jetzige Zustand hat dazu geführt, dass eine zunehmende Schichtenbildung in der Lohnskala entstanden ist. Also können sich die einen die schönsten Autos leisten, während andere nicht einmal das Allerwichtigste kaufen können. Dies entspricht keineswegs den Prinzipien von Solidarität, denn sie bedeutet doch, dass alle das Gleiche haben und tun.

Um ein konkretes Beispiel zu geben: Unsere Stadt hat heute eine Arbeitslosenquote von 17%, das heisst 100 000 Arbeitslose, vor allem wegen der Rezession in unserer Hauptbranche, der Textilindustrie. Der Hauptgrund dafür ist, wenn man so will, die Tatsache, dass wir den russischen Markt verloren haben. Wir versuchen, ihn zurückzugewinnen, haben Kontakte geknüpft, aber es ist schwierig, mit jemandem Handel zu treiben, der kein Geld hat, also nicht bezahlen kann.

Einen weiteren Teil des Problems haben wir selbst verursacht: Wir haben unsere Grenzen zu schnell zu weit geöffnet. Die Konkurrenz in der Textilbranche ist zu hart geworden, und so haben wir sogar beinahe unseren ganzen internen Markt ans Ausland verloren. Aber auf diesem Gebiet werden wir etwas unternehmen können.

Wir haben jedoch noch andere, grössere Fehler begangen. Natürlich werden einige immer noch die Antwort oder Ausrede bringen, die Kommunisten seien an allem schuld. So brauchen wir unsere eigenen Fehler der letzten zwei Jahre nicht einzugestehen.

Zwei verlorene Jahre

Einer dieser Fehler ist, dass der Staat, dem 85% aller Industrieunternehmen gehören, diese Betriebe plötzlich nicht mehr als staats-eigen ansehen wollte. So wurden diese ganzen Unternehmen an Gewerkschaftsvertreter oder Arbeiterräte übergeben; wenn die Belegschaft mit irgendeinem Beschluss nicht einverstanden war, wurde er auch nicht durchgesetzt. Während also die Regierung innovative und interessante Finanzierungsvorschläge und rein kapitalistische Richtlinien und Massnahmen verfügte, wirkte innerhalb einiger dieser Betriebe ein rein sozialistisches Arbeiter-Management. Durch solche Fehlentscheide wurde in den letzten zwei Jahren die eigentliche Umstrukturierung gebremst oder gar verhindert, und die ehemaligen Staatsunternehmen sind heute in einem miserablen Zustand. Die Hälfte davon steht vor dem Bankrott, und ihre endgültige Schliessung hängt bloss noch von einem politischen Entscheid ab.

In unserer Stadt liegen die grössten Schwierigkeiten auf dem Gebiet der Grossindustrie. Wir hatten persönlich aber keine Möglichkeit, irgendwie einzugreifen, denn wir von der lokalen Behörde hatten in dieser staatlichen Ange-

eines polnischen Oberbürgermeisters

legenheit nichts zu sagen. – Soviel zu den Fehlern, von denen man übrigens noch eine ganze Reihe aufzählen könnte.

Aber... die Demokratie lebt

Nun aber zu etwas anderem, Neuem und Gutem: Wie Sie wissen, haben wir ein ziemlich unabhängiges Parlament. Wir hatten auch ziemlich freie Wahlen, aus denen die Kommunisten als eine der fünf grössten Parteien hervorgegangen sind. (Dies zeigt übrigens, wie enttäuscht die Menschen sind, wenn man sich vorstellt, dass bloss zwei Jahre, nachdem man sie hinausgeworfen hatte, sie schon wieder fünfzig Sitze im Parlament erobert haben.) Wie Sie wissen, ist es gelungen, ein Abkommen zwischen den Parteien zu erreichen und eine Regierung zu bilden. Das ist also die gute Nachricht: Die Demokratie funktioniert in Polen, und ich hoffe, dass sich diese politische Lage in nächster Zukunft noch weiter stabilisieren wird.

Vor einigen Wochen besuchte ich Russland – nicht nur Moskau, sondern auch Ivanovo. Russland wird noch einen weiten Weg zurücklegen müssen, bis es sich in der Situation befindet, die heute in Polen herrscht. Vor drei Monaten belief sich der Durchschnittslohn in Polen auf ungefähr 200 Dollar. Und ein guter Durchschnittslohn in Ivanovo betrug zehn Dollar. Das heisst, dass wir Polen heute dasselbe Problem haben mit den Russen, wie es Deutschland vor Jahren mit uns Polen hatte.



G. Palka im Gespräch mit Stadtpräsident Franz Kurzmeyer und Vize-Stadtpräsident Werner Schnieper im Stadthaus von Luzern (v. r. n. l.)

Viele Russen kommen nach Łódź, um bei uns ihre Artikel zu verkaufen. Sie gefährden unseren Markt, zerstören unser Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage. Aber wir versuchen so geduldig zu sein, wie die Deutschen es mit uns waren.

Ich hoffe, dass es in den nächsten Jahren Polen gelingen wird, Vollmitglied der EG zu werden. Das einzige Problem für uns könnte sich auf der kulturellen und religiösen Ebene zeigen. Wir sind nicht bereit, auf unsere kulturellen

und religiösen Traditionen zu verzichten, und wir befürchten, dort einem Druck ausgesetzt zu werden, dem wir nicht nachgeben möchten.

Zähflüssige Investitionen

Ich kann sagen, dass alle Osteuropäer dankbar sind für die Zuneigung, die wir vom Westen erhalten. Nachdem wir im Kampf gegen das kommunistische Regime soviel Unterstützung erhalten hatten, erwarteten wir, dass diese Unterstützung in gleichem Masse weitergehen würde. Aber es scheint, dass der Westen die politische Motivierung verloren hat. Sie ist zu schwach, verglichen mit unserer dringenden Notwendigkeit, Hilfe zu erhalten.

Wir haben gemerkt, dass Privatunternehmen sich umschaauen, wieviel private Mittel vorhanden sind. Sie benehmen sich strikte nach wirtschaftlichen Regeln. Das heisst, dass momentan die Investitionen aus dem Ausland

«... Durch solche Zusammenarbeit entsteht ein zartes Gewebe, welches Ost- und Westeuropa in Zukunft verbinden wird.»

nur sehr zähflüssig in unser Land gelangen. Wir brauchen dringend viel mehr Investitionen, und ich wollte Ihnen noch versichern, dass keine unserer Parteien, auch nicht die kommunistische Partei, zu unserem früheren System zurückkehren will. Auf politischer Ebene mögen wir uns streiten; wir sind uns aber alle einig, dass wir auf dem Weg zur Marktwirtschaft sind und bleiben. Und ich hoffe, dass jede Investition Früchte tragen wird.

Wichtige Austauschprogramme

Weiter gibt es ausgezeichnete Zusammenarbeit zwischen den Städten, Kooperation zwischen verschiedenen Gegenden, Partnerschaften zwischen Städten oder Gegenden. Zum Beispiel konnte eine Gruppe von jungen Polen in französische Familien reisen. Sie lernten gutes Französisch, und ich hoffe, solche Austauschprogramme können noch öfters stattfinden, damit diese Jugendlichen bessere Chancen für ihr späteres Leben haben. Durch solche Zusammenarbeit entsteht ein zartes, weiches Gewebe, welches Ost- und Westeuropa in Zukunft verbinden wird.

Mit der Schweiz hat meine Stadt Łódź mehrere Kooperationsabkommen. Im Denken der Bevölkerung Polens ist die Schweiz ein Symbol, eine Art Beispiel. Sie ist ein Symbol für Zuverlässigkeit, Stabilität und Sicherheit, quasi ein mythisches Land für uns. Auch sehen wir, dass die Schweiz auf dem Gebiet der Wirtschaftsförderung in verschiedenen Projekten mitwirkt. Zum Beispiel hat unsere Stadt in

Zusammenarbeit mit der schweizerischen Regierung eine moderne Blumenbörse eingerichtet.

Einstellung verändern

Weiter machte ich mir Gedanken darüber, was auf der moralischen Ebene in unserem Land zu tun sei. Ich habe – nachdem ich in Caux war – eingesehen, dass das Wichtigste ist, zuerst unser persönliches Leben in Ordnung zu bringen. Und weiter müssen wir die Haltung, die Einstellung von ganzen Gruppen von Menschen verändern: zuerst die Einstellung der Arbeiter zur Arbeit, dann die Einstellung der Geschäftsleute zu ihrer Aufgabe – ich denke hier vor allem an die Ehrlichkeit. Denn während der vergangenen vierzig Jahre waren falsche Aussagen und Mogeleyen verbreitet und wurden allgemein als normaler Lebensstil angesehen. Doch seit zwei Jahren sind nun die

Kommunisten weg, aber das andere ist uns geblieben. Das ist ein echtes, ein grosses Problem. Denn der Privatsektor nimmt zu, die Steuereinnahmen aber nicht. Das zeigt die Schwierigkeiten für das Budget unserer Stadt, aber auch für den Staatshaushalt. Hier brauchen wir Erneuerung, und das ist es auch, was ich als meine Aufgabe für unser Land betrachte. Das verdanke ich wiederum meiner Erfahrung an den Konferenzen in Caux.

Etwas Weiteres, sehr Wertvolles für mich ist die Möglichkeit, hier in diesem Raum, in diesem internationalen Rahmen, offen und ehrlich über meine – unsere – Probleme sprechen zu können. Dies hilft mir, eine weitere Sicht zu finden, und dies wiederum hilft mir in der Entscheidungsfindung für meine Arbeit.

Aus der Sicht eines Norwegers

Der Norweger Jens Jonathan Wilhelmsen äusserte sich anschliessend an das Referat von Grzegorz Palka ebenfalls zur neuen Situation in Europa.

In den vergangenen zwei Jahren hat er in Oslo Schulungs-Seminare für jüngere Polen durchgeführt, die sich seit kurzem in der öffentlichen Verantwortung befinden.

Wilhelmsen ist Autor des Buches «Mensch und Strukturen».

Vor drei Jahren besuchte ein australischer Politiker unser kleines, langes und dünn besiedeltes Land. Er forderte uns heraus, indem er sagte: «Ihr habt hier eine ziemlich gut funktionierende Demokratie – was tut ihr, um eure Erfahrungen den Menschen Osteuropas zugänglich zu machen?» Die Herausforderung zündete, und das Resultat war, dass wir 1990 und 1991 in Oslo zwei zweiwöchige Demokratie-Seminare für junge polnische Führungskräfte aus Politik und Wirtschaft veranstalteten. Zehn junge Abgeordnete des Sejm und zehn Politiker aus Städten wie Gdansk, Łódź und Kielce nahmen daran teil.

Die Seminare hatten zwei Bestandteile:

1. Wie funktionieren Politik und Wirtschaft in Norwegen?
2. Welches sind die geistigen und moralischen Voraussetzungen für eine wirksame Demokratie?

Es war ermutigend zu sehen, wie führende Leute aus der norwegischen Politik und Wirtschaft die Chance ergriffen, diese Seminare zu leiten, um der jungen polnischen Demokratie auf diese Weise zu helfen. Wo es um die geistig-moralische Grundlage ging, fanden wir, dass wir in einem gegenseitigen Lernprozess waren. Dass die Polen, die für die Demokratie wirkliche Opfer gebracht hatten und viel riskieren mussten, uns Norwegern, die wir unsere Demokratie so oft für selbstverständlich nehmen oder missbrauchen, sehr viel zu sagen hatten. – Vielleicht gaben sie uns sogar mehr als wir ihnen. Auch sind wir während dieser zwei Wochen wirklich Freunde geworden.

ZUHÖREN

Eine meiner Schlussfolgerungen ist, dass wir Westeuropäer uns Zeit nehmen müssen, um zuzuhören, und dies immer wieder, bevor wir mit Know-how oder Ratschlägen kommen. Eigentlich hätten wir schon aus unseren Erfahrungen mit der Entwicklungshilfe lernen müssen, dass das, was man von aussen tun kann, begrenzt ist und dass die entscheidenden Erneuerungskräfte im Land selbst wachsen müssen. Das heisst aber nicht, dass wir keine materielle Hilfe geben sollen; sicher müssen wir sogar mehr geben.

Wie steht es also mit den Kräften der Erneuerung in Mittel- und Osteuropa? Können sie den zentrifugalen Kräften der Rache und des Hasses wirklich die Stange halten?

Ich habe in der letzten Zeit drei sehr interessante Zitate darüber gelesen:

- Das eine ist eine Aussage von Michail Gorbatschow in der Zeitung *La Stampa* im März: «Die geistige Verwandtschaft zwischen mir und Papst Johannes Paul II hat mehr bedeutet als unsere gemeinsame slawische Herkunft. Was in Osteuropa in den letzten Jahren geschehen ist, wäre ohne den kolossalen Einsatz des Papstes nicht möglich gewesen. Das Individuum, die Persönlichkeit, muss die entscheidende Rolle in der Gesellschaft spielen.»

- Alexander Tsipko von der Akademie der Wissenschaften in Moskau, einer der Direktoren der neuen Gorbatschow-Stiftung, fragte im vorigen Sommer in Caux: «Wie können wir Befreiung in eine geistige Wiedergeburt verwandeln und somit einen Bürgerkrieg vermeiden? Wir brauchen Menschen mit einem Schuldbewusstsein und einem Geist der Reue, die in den Begriffen von Gut und Böse denken und nicht mehr in «wir» und «sie.»»

- Das dritte Zitat stammt vom Präsidenten der ČSFR, Vaclav Havel. Im Februar dieses Jahres sagte er in Davos: «Es geht nicht bloss darum, neue und bessere Methoden zur Lenkung der Gesellschaft zu erfinden, sondern vielmehr darum, sich anders zu benehmen. Und wer sollte damit beginnen, wenn nicht die Politiker?»

Bei uns im Westen hat eine andere Art Materialismus als der kommunistische die Seelen zerstört. Die Spuren dieser Zerstörung sehen wir in der Kommerzialisierung und der Korruption unserer Gesellschaft sowie in unserer gestörten Beziehung zu Natur und Umwelt. Erneuerung wird dort anfangen, wo Menschen den Preis dafür bezahlen.

DER ENTSCHEIDENDE BEITRAG DES WESTENS

So stand zum Beispiel während einer Tagung in Caux eine österreichische Jurastudentin auf und sagte, sie habe es immer abgelehnt, sich mit der Vergangenheit ihres Landes zu identifizieren – besonders mit den Hitlerjahren. Nun wolle sie dies aber tun, um dadurch auch für die Zukunft ihres Landes volle Verantwortung übernehmen zu können. Am nächsten Tag bat ein russischer Philosoph aus Moskau um das Wort: Er wolle um Verzeihung bitten für das grosse Leid, das Russland seinen Nachbarn zugefügt habe. Die Worte der Österreicherin hätten ihn berührt und zu seiner Äusserung bewogen. Tags darauf sprach ein junger polnischer Arbeiter aus Warschau: «Ich habe es immer als mein Recht empfunden, die Russen zu hassen. Nach dem, was dieser russische Philosoph gestern sagte, möchte ich hier und jetzt meinen Anspruch darauf aufgeben.» So wurde eine Kettenreaktion der Versöhnung ausgelöst.

Der entscheidende Beitrag, den wir im Westen leisten könnten, ist also der geistig-moralische Neuanfang bei uns selber. Diese notwendige Erneuerung müssen wir zuerst wollen und sie uns dann schenken lassen.

Der Philosoph Nikolai Berdjajew sagte voraus, dass eine geistige Erneuerung Europas eines Tages durch die Religiosität der Russen kommen werde. Roger Schutz, der Prior der ökumenischen Kommunität von Taizé in Frankreich, sagt über die Polen: «Ihre beispielhafte Widerstandskraft stählte sich in einem jahrhundertelangen Kampf gegen ihre Eroberer. So entstehen starke Charaktere. Polen kann die Christen der ganzen Welt in einen Frühling der Kirche mitnehmen.»

Obwohl die Kirchen in Russland und Polen heute überfüllt sind, scheint die Verwirklichung solcher Prophezeihungen noch weit entfernt. Andererseits trifft zu, dass die Ratlosigkeit der Menschen oft die Möglichkeit Gottes ist.



Osteuropa im Aufbruch (Riga, Hauptstadt Lettlands)

Selbstverständlich benötigt eine Erneuerung mehr als einige solche Persönlichkeiten. Ein führender Denker Georgiens sagte kürzlich, das Schlimmste am Kommunismus sei nicht die Zerstörung der Demokratie oder der Wirtschaft gewesen, sondern die Zerstörung der Seelen der Menschen. Ähnliches drückte vor kurzem der Reformler Alexander Jakowlew in Moskau aus: «Die leeren Kassen sind ein kleineres Problem als die leeren Seelen...»

Schulden – begleichen oder abschreiben?

Ein Freund schuldete meinem Mann eine kleine Summe. Am Bahnhof, kurz vor seiner Abfahrt, erinnerten wir ihn nochmals daran. «Vergesst das», rief er schmunzelnd und sprang auf den Zug auf. Obwohl es sich um einen kleinen Betrag handelte, war es schwierig, dies zu vergessen, auch wenn wir versuchten, das Ganze als Scherz abzutun.

Viele Schulden werden – wie in diesem Fall – einfach abgeschrieben, weil nicht die geringste Hoffnung besteht, dass sie je zurückbezahlt werden. Es geschieht nicht aus Hilfsbereitschaft oder Grosszügigkeit, und meistens bleibt ein eher unangenehmer Nachgeschmack, wenn nicht gar ein Rachegefühl oder der Eindruck, ungerecht behandelt worden zu sein. Viele betrachten schon die blosser Idee des Verzeihens (welche ja auch das Abschreiben einer Schuld bedeutet) als ein Zeichen von Schwäche.

Schliesslich schreibt das Gesetz vor, dass Schulden zurückbezahlt werden müssen. Wenn das Geld für die Rückzahlung der Hypothek ausgeht, nimmt der Bauherr das Haus zurück, auch wenn die Bewohner noch auf der Strasse stehen. Wenn jemand mit der Miete zu weit in Rückstand gerät, kommen die Behörden und beschlagnahmen das Mobiliar. Ein kriegsgeschädigtes Land verlangt vom Aggressor die Bezahlung von Wiedergutmachungsgeldern. All dies entspricht geläufiger Gerechtigkeit.

Das Urteil

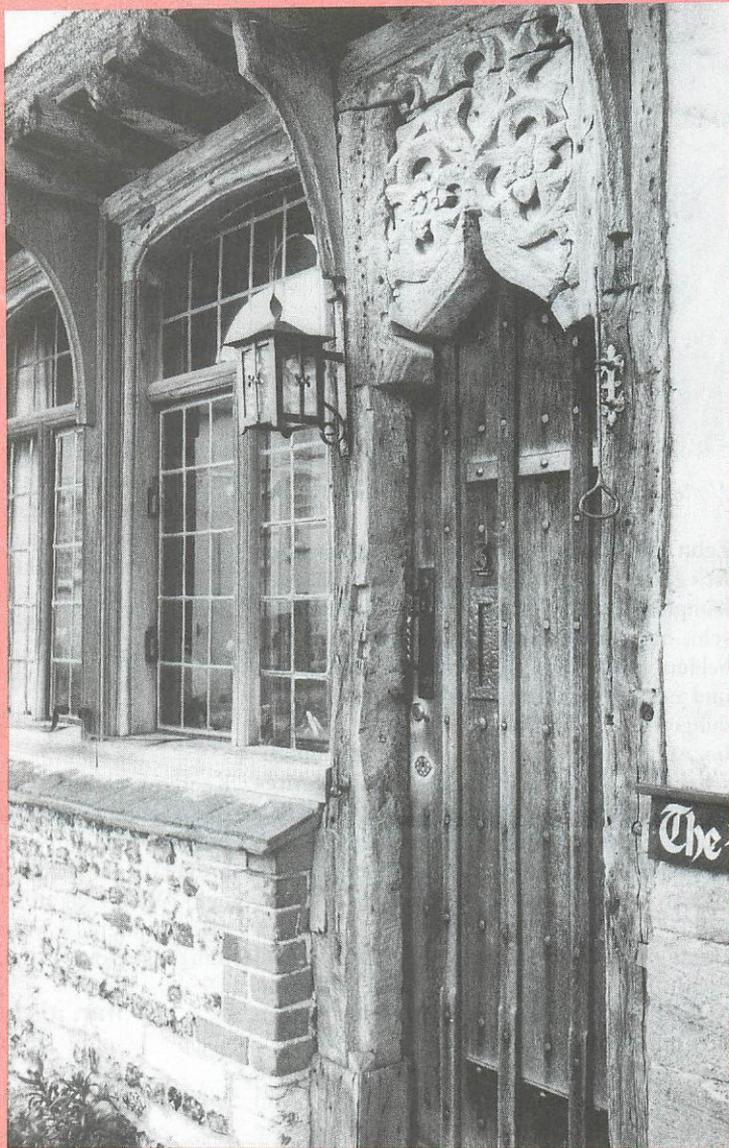
Gerechtigkeit hängt aber immer vom Standpunkt ab. Wie oft hören wir doch, wie sich die Anhänger eines Angeklagten beschwerten, es gebe keine Gerechtigkeit mehr, wenn das Urteil zu seinen Ungunsten ausgefallen ist. Lautet das Urteil jedoch günstig, rufen sie: «Hurra! Ihm ist Gerechtigkeit widerfahren!» Keiner von uns gibt bereitwillig zu, im Unrecht zu sein.

Warum sollten wir also vergeben? Warum nicht «Auge um Auge, Zahn um Zahn?» Vorerst scheint Rache zwar kurzfristig Gerechtigkeit zu schaffen, bringt jedoch keineswegs Heilung, sondern mündet in einen Teufelskreis des Hasses. Der Durst nach weiterer Rache kann jahrhundertlang andauern. Oft ist das Opfer, das nicht bereit ist zu vergeben, in schlechterer Verfassung als der ursprünglich Schuldige. Das Erbe von Rachegefühlen oder Verbitterung kann physischen und emotionalen Schaden anrichten. Wenn wir nicht bereit sind zu vergeben, ist es, als stiessen wir den anderen aus dem Raum und knallten die Tür hinter ihm zu. Indem wir dies tun, nehmen wir uns selbst in unserem eigenen kleinen Raum gefangen.

Unausweichliche Notwendigkeit

Im Vaterunser, welches stündlich von Millionen in der ganzen Welt gebetet wird, bitten wir Gott: «Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.» Diese Bitte ist nicht eine von einem strengen Richter ausgesprochene Bedingung; vielmehr entspricht sie einer unausweichlichen Notwendigkeit. Wenn wir irgendeinem Menschen die Tür vor der Nase zuschlagen, verschliessen wir sie auch für Gott. Es besteht keine Hoffnung auf freie Kommunikation mit ihm, bis wir bereit sind, diese Tür wieder zu öffnen.

Eine meiner Bekannten war der Ansicht, man habe ihr grosses Unrecht getan. Sie war bereit zu vergeben, bis eine kleine Stimme in ihrem Innern sagte: «Warum eigentlich?» Sofort kamen Rachegefühle in ihr hoch, welche jeglichen anderen Gedanken verdrängten. Sie war ausserstande zu beten. Verzweifelt suchte sie nach einem Ausweg, als ihr der Gedanke kam: «Du kannst diese Gefühle loswerden, wann immer du willst.» Sie erkannte, dass sie sich an diese Rachegefühle klammerte, als wären sie ihr kostbarstes Eigentum, und dass die Tatsache, dass sie sich von solchen negativen Gefühlen beherrschen liess, in Gottes Augen



Könnten «zugeknallte Türen» wieder geöffnet werden?

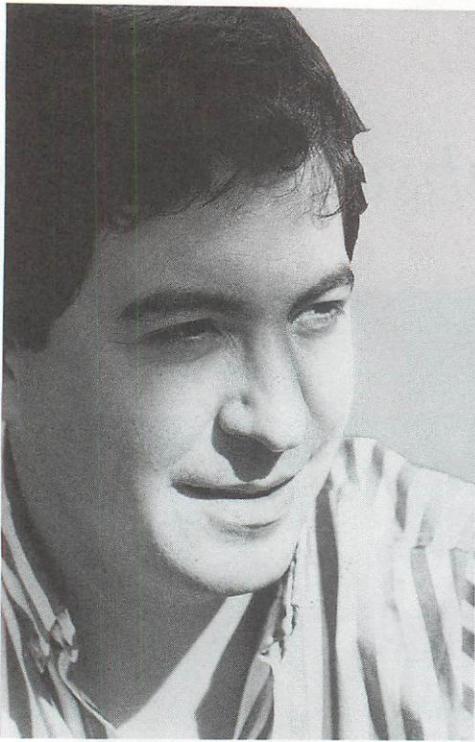
genauso schädlich war wie das ursprüngliche Unrecht, das man ihr angetan hatte. Sie gestand sich ein, dass sie ebensoviel Vergebung brauchte wie die Person, die ihr geschadet hatte. Die Erleichterung des Loslassens trat sofort ein. Sie akzeptierte die Tatsache, dass es unmöglich ist, jemand anderes der Sünde zu bezichtigen, da dies Gottes Aufgabe ist. Viele Jahre später entschuldigte sich die andere Person auch bei ihr, und die Versöhnung war vollkommen.

Vergebung ist eine grosse heilende Kraft. Die Fehler der Vergangenheit verlieren durch sie ihre Macht über uns und brauchen unser Handeln nicht mehr zu beeinflussen. Auch sind wir in unserem Bedürfnis für Vergebung alle ebenbürtig. Durch sie können wir mit jedem zur Einigkeit finden. Vergebung mag oft als Schwäche bezeichnet werden, in der Tat ist sie die grösste Stärke.

Frances McAll

Zehn Jahre nach

Kriegsgegner



Horacio Benitez

Zehn Jahre ist es her, seit im Südatlantik ein Krieg tobte. Argentinien und Grossbritannien kämpften um die Malvinas, die Falklandinseln, obwohl seit Jahrzehnten zwischen den beiden Ländern enge Handelsbeziehungen und zahlreiche kulturelle und andere Verbindungen bestanden hatten.

Im April 1990 wurden dann die diplomatischen Beziehungen zwischen Buenos Aires und London wieder hergestellt. Der offiziellen Normalisierung gingen viele persönliche, inoffizielle Begegnungen und Aussprachen voraus (siehe auch Caux-Information Nr. 5, 6/87, 11/87 und 11/90).

Heute, zehn Jahre danach, berichtet Michael Smith über die Erlebnisse des britischen Majors Chris Keeble und jene des jungen Argentiniers Horacio Benitez:

Das Gefecht um den Küstenort Goose Green, wo die Argentinier eine grosse Garnison errichtet hatten, war die erste und blutigste Landschlacht im Falklandkrieg, in der über 70 Soldaten beider Seiten ihr Leben verloren.

Mit Mühe kämpfte sich das Zweite Britische Fallschirmbataillon über eine schmale Landenge zu der Niederlassung vor. Plötzlich hörte Chris Keeble ein Rauschen in seinem Funkgerät und dann die Worte, die er nie vergessen wird: «Sonnenstrahl ist untergegangen.» Der kommandierende Offizier, Oberstleutnant 'H.' Jones, war beim Sturm auf eine argentinische Geschützstellung gefallen.

Als stellvertretender Kommandant übernahm Keeble den Befehl über 400 Mann. Bei Einbruch der Nacht wurde im Zweiten Bataillon die Munition knapp. «Wir hatten vierzig Stunden gekämpft und waren sehr müde. Es war bitter kalt. Jeder sechste von uns war verwundet oder tot, und es gab keine Verstärkung. Ich ging zu den andern Offizieren zurück; offensichtlich erwarteten sie von mir eine Lösung.» Sie waren dabei, das fünf- bis sechshundert Meter entfernt hinter einer Hügelkette liegende Goose Green zu umzingeln. Keeble

wusste, dass die Argentinier unter dem Deckmantel der Dunkelheit Verstärkung heranführen und einen Gegenangriff auslösen konnten. Er hatte auch Nachricht, dass 112 Zivilisten im Gemeinschaftszentrum gefangengehalten wurden. Eine Dauerbeschiessung kam nicht in Frage.

Die Plastikkarte

«Unsere Lage war gefährlich, und ich war dafür zuständig, uns aus ihr zu befreien. Ich hatte keine Ahnung, was ich tun sollte. Ich ging eine Schlucht hinauf, um einen Augenblick alleine nachzudenken, und schob dabei die Hände in die Taschen. Meine Finger berührten eine Plastikkarte: ein Gebet, das ich abgetippt und mit Folie überzogen hatte – als eine Art Handel mit Gott, etwa in dem Sinn: «Ich trage dieses Gebet auf mir, wenn du mich dafür beschüttest.»

Keeble kniete im Ginster nieder und sprach das Gebet: «Vater, ich gebe mich dir hin. Handle mit mir nach deinem Willen. Was immer du mit mir tust, ich danke dir, wenn nur dein Wille sich in mir erfüllt. Ich bitte um nichts anderes.» Mitten im Gefecht erschien ihm dies als ein «erschreckendes, fast unmög-

«Es war, als hätte man einen Orkan entfesselt. Dieser Aufruhr setzte Energien für unerwartete Lösungen frei...»

ches Gebet. Aber zu meiner Überraschung geschah in mir eine wirkliche Veränderung. Anstelle von Angst, Unsicherheit, Kälte, Elend und Verwirrung verspürte ich plötzlich Freude, Glück und Wärme.»

Vor allem war ihm «enorm klar», was er jetzt zu tun habe. Er kehrte zu seinen Leuten zurück und sagte, bei Tagesanbruch würde er das Schlachtfeld überqueren «und die argentinischen Befehlshaber auffordern, sich zu ergeben».

Seine Leute waren «ziemlich verblüfft über diese un militärische Lösungsweise. Unsere Einheit war dazu ausgebildet, mit Gewalt eine Lösung zu erzwingen, und meine Lösung war das genaue Gegenteil.»

Früh um sechs wurden zwei argentinische Kriegsgefangene zu ihren Befehlshabern zurückgeschickt mit der knappen Botschaft: «Ergeben Sie sich oder nehmen Sie die Folgen militärischer Massnahmen auf sich!» Innerhalb einer Stunde brachten sie die Meldung zurück, ihre Befehlshaber seien zum Gespräch bereit.

... was sie sich ohnehin wünschten

Beim Morgenrauen ging Keeble den Argentinern entgegen, begleitet von seinem Artillerieoffizier und dem BBC-Reporter Robert Fox. «Ich erinnere mich, dass ich im Abwärtsgehen dachte: «Eigentlich recht nett, fast wie ein Spaziergang über Land.» Anschliessend erfuhr ich, dass wir durch ein Minenfeld gegangen waren.»

Sie sprachen mit dem argentinischen Heerführer und seinem Kollegen von der Luftwaffe. «Wir sagten ihnen, ihr Unterfangen sei «unlos», erinnert sich Keeble. «Eine Ablehnung unseres Vorschlages werde für sie schreckliche Folgen haben, da wir uns auf keinen Fall zurückziehen würden. Sie könnten uns besiegen, aber weitere Bataillone oder Brigaden würden folgen und sie wiederum angreifen.» Keeble sagte, ihrem gemeinsamen katholischen Glauben zuliebe sollten sie dem Blutvergiessen ein Ende bereiten.

Gegen Mittag hatten die Argentinier beschlossen, sich zu ergeben – aber mit Würde. Sie veranstalteten eine Parade, sangen die Nationalhymne und legten ihre Waffen nieder. «Ich glaube, das war das Entscheidendste», sagt Keeble. «Ich hatte ihnen etwas angeboten, was

sie sich ohnehin wünschten. Doch das hatten sie nicht wissen können, als ich jenes Gebet sprach.» Keeble und seine Leute waren erstaunt über den Umfang der argentinischen Garnison: Über 1500 argentinische Soldaten hatten sich 450 britischen Fallschirmjägern ergeben.

Die Kapitulation rettete vielen das Leben und prägte den weiteren Verlauf des Krieges. Sie signalisierte, dass die argentinischen Einberufenen nicht genügend ausgerüstet und geschult waren und den Krieg gar nicht wollten. Drei Wochen später zog Keeble mit seinen Leuten als erste britische Einheit in die Rennbahn der Hauptstadt Stanley ein. Am 14. Juni kapitulierte Argentinien endgültig.

Das Unbehagen

Während des darauffolgenden Jahres war Keeble in den Zirkus der Siegesfeiern verwickelt. Er erhielt den Kriegsverdienstorden DSO, wurde zum Oberstleutnant befördert und an der Downing Street Nr. 10 empfangen. Er wurde während sieben Monaten freige-

*dem Südatlantikkonflikt***als Partner**

stellt, um an der staatlichen Verteidigungsakademie zu studieren. Im winkte eine glanzvolle Zukunft in der Armee.

Der Krieg hatte ihn jedoch zum Nachdenken über seine Prioritäten «und die Gestaltung meines Lebens» veranlasst.

«Erst im Krieg erlebte ich eine so tiefe und kraftvolle Zusammenarbeit. Vielleicht lag es an den Umständen. Solche Liebe füreinander hatte ich in Friedenszeiten nicht erlebt. Es war ein Annehmen des anderen, so wie er war, und zugleich die Herausforderung, über sich hinauszuwachsen. Ich galt als Christ, und als solcher musste ich ganz und gar lieben; ich hatte es aber nicht getan. Daher war mir nicht wohl, und ich empfand mich als oberflächlich.»

Er begann seine Funktion in der Armee in Frage zu stellen, und kam zur Einsicht, dass er, statt seine ehrgeizigen Ziele zu verfolgen, «zum Wachstum anderer beitragen» sollte.

Der Entschluss

Während seines Studienurlaubs besuchte er eine der Autofabriken von British Leyland. «Ich war erschüttert, unter welchen traumatisierenden Bedingungen die Arbeiter schöne Wagen herzustellen hatten.» Was er sah, war himmelweit entfernt von der Kameradschaft, die er in der Armee erlebt hatte. Es liess in ihm «die Idee aufkeimen, dass ich etwas für die Geschäftswelt tun könnte, und zwar auf dem Gebiet der inneren Entwicklung der Menschen».

**«Es war für mich sehr, sehr wichtig, Chris kennenzulernen...
Ich glaube, erst in diesem Augenblick ging für mich der Krieg zu Ende.»**

Es war ein kleiner, aber schmerzlicher Schritt von dort bis zum Entschluss, die Armee 1987 zu verlassen. Zwei Jahre später gründete er mit zwei Kollegen die «Oxford Development Group», eine Beratungsfirma für Unternehmensführung, die heute aus sechs Partnern besteht. Zu ihren Kunden zählen die NatWest-Bank, die britische Staatsverwaltung, die Polizei – und die Armee. Die Firma geht vom Grundsatz aus, dass Arbeit dem einzelnen dienen solle und nicht umgekehrt. «Wir sind nicht nur dafür da, dass der Chemiekonzern ICI funktioniert», sagt Keeble. «ICI, die Armee, die Staatsverwaltung sind Mittel zum Zweck unserer Entwicklung. Dann profitiert der einzelne und die Organisation.»

Als Beispiel zitiert er, wie er einen «sehr niedergeschlagenen Kerl» traf, den Direktor eines Unternehmens mit 600 Mitarbeitern.

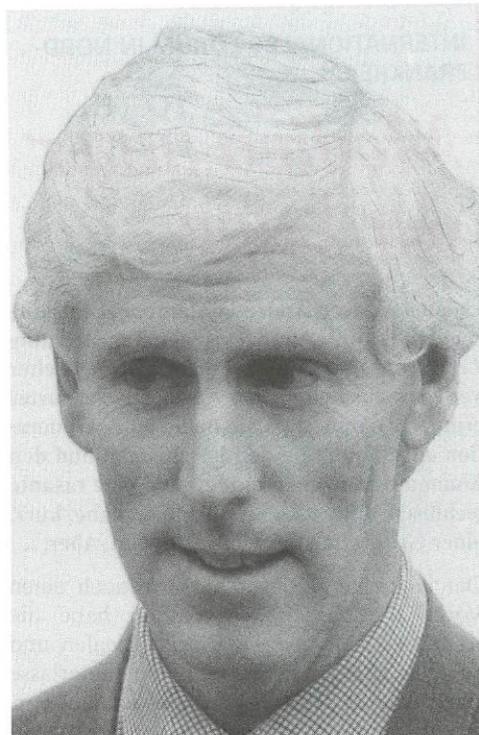
Andere Berater hatten ihm nahegelegt, zu «redimensionieren», Lagerbestände zu verkaufen und einen Grossteil der Arbeiterschaft zu entlassen. Keeble überzeugte ihn davon, dass seine Angestellten die bestgeeigneten Leute seien, um das Geschäft zu verstehen und umzustrukturieren. Nach zweitägigen Gesprächen mit dreissig führenden Leuten erkannte Keeble, «dass der Schlüssel zu einer Wende im Begriff ‹Vertrauen› lag. Es war, als hätte man einen Orkan entfesselt. Die Leute erfuhren eine richtige Katharsis. Dieser Aufbruch setzte Energien für Lösungen frei, und wir halfen ihnen, diese im Laufe von zwei Jahren zu verwirklichen. Das Ergebnis war ein sehr erfolgreiches und gewinnbringendes Unternehmen.»

Das Ministerium sagt nein

Kurz vor seinem Austritt aus der Armee rief ihn ein Armeegeistlicher an und fragte, ob er zu einem Gespräch mit einem argentinischen Kriegsveteranen bereit wäre, der aus persönlichem Antrieb nach England gekommen war, um Versöhnung und Vergebung zu suchen. Horacio Benitez war als 19-jähriger einberufen worden, und der Krieg hatte für ihn mit einem Kopfschuss geendet. Aber auch die Erinnerung daran, wie er zwei Maschinengewehrsalven auf vorrückende britische Soldaten abgefeuert hatte, war ein Trauma.

Der «Feind»

Im erwähnten Zeitungsinterview beschrieb Benitez die Begegnung so: «Es war für mich sehr, sehr wichtig, Chris kennenzulernen. Ich war sehr beunruhigt. Was würde er davon halten, mich, den ‹Feind› zu treffen? Aber er



Chris Keeble

streckte mir einfach die Hand entgegen, und dann umarmte er mich. Ich war so bewegt, dass ich nicht sprechen konnte. Ich glaube, erst in diesem Augenblick ging für mich der Krieg zu Ende. Es war ganz seltsam. Er kam mir vor wie ein alter, tief mit mir verbundener Freund.»

Wie Keeble fand auch Benitez durch den Krieg eine neue Ausrichtung für sein Leben. Er leitet jetzt in Buenos Aires eine gut funktionierende kleine Genossenschaft, die 40 Kriegsveteranen einen Arbeitsplatz bietet. Sie füllen Putzmittel ab; die Gewinne gehen an ein wohlütiges Werk, welches durch nachtraumatischen Stress geschädigten Veteranen hilft, ihre Kriegserlebnisse zu verarbeiten.

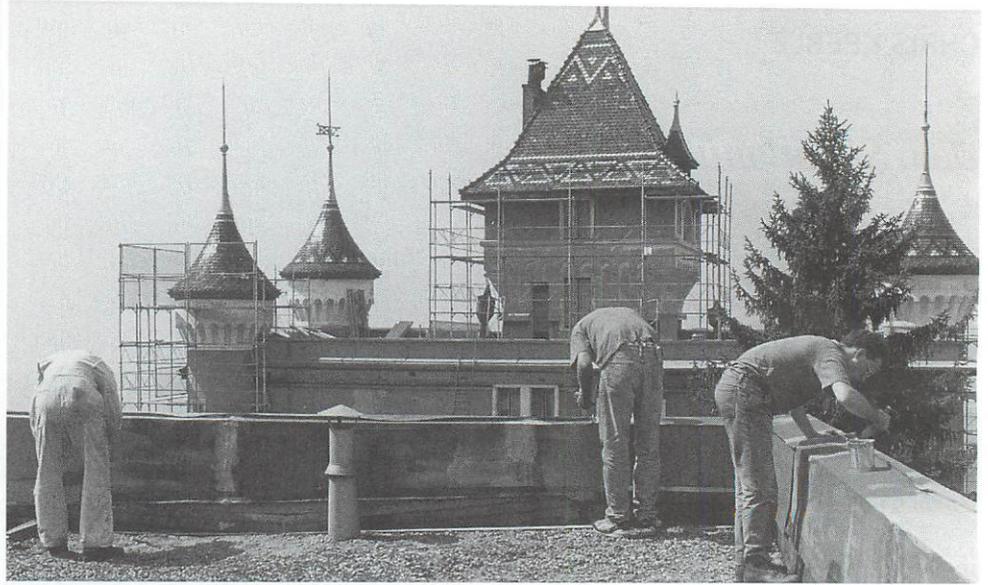
Keeble hat die «verrückte Idee», wie er sagt, Benitez und er könnten eines Tages gemeinsam die Falklandinseln besuchen. Denn, wie er zu Benitez sagte: «Wir kämpfen doch jetzt auf der gleichen Seite.»

Medien unter der Lupe

Unlängst sassen André Fontaine, bis vor kurzem Direktor der französischen Tageszeitung *Le Monde*, und William Porter, ein englischer Verleger, zusammen am Mittagstisch. Porter erinnerte daran, dass sie beide jener Generation angehören, die den Faschismus und den Kommunismus überwunden und eine rasante technische Entwicklung eingeleitet habe, kurz, einer Generation der Umwälzungen. Aber...

Der englische Verleger äusserte auch einen Vorbehalt: Dieselbe Generation habe die Kluft zwischen hochgehaltenen Idealen und der gelebten Praxis vertieft. Sie hinterlasse einen Graben des Zynismus, für den laut Porter grossenteils die Fachleute der Kommunikation verantwortlich seien. Porter fragt sich daher: «Könnten die Medien in den verbleibenden acht Jahren dieses Jahrhunderts eine Trendwende einleiten, um den nachfolgenden Generationen ein erneuertes geistiges Klima zu hinterlassen?»

Dies ist auch die Herausforderung, die Porter den Medienfachleuten stellt. Sein dafür einberufenes Medienforum tagte erstmals im vergangenen August als Teil der Wirtschaftskonferenz in Caux und hat eben seine zweite



Am 24. April 1992 brachte die Waadtländer Tageszeitung «L'EST VAUDOIS» einen vierspaltigen Bericht mit Bild über die siebte Frühjahr-Arbeitswoche im Konferenzzentrum in Caux, an der über 90 Freiwillige aus 13 Ländern im Alter von 15 bis 82 Jahren verschiedene Umbau-, Streich- und Unterhaltsarbeiten in Haus und Garten erledigten.

Begegnung in der französischen Küstenstadt Le Touquet abgehalten. Es fanden sich sechzig Teilnehmer von der Presse, dem Fernsehen, dem Verlagswesen und der grafischen Kunst aus zwölf Ländern ein, unter ihnen zwei russische Theaterfachleute und zwei Vertreter des polnischen Fernsehens.

Der Bürgermeister von Le Touquet, Léonce Deprez, begrüßte die Teilnehmer des Forums sehr herzlich und äusserte den Wunsch, diese Veranstaltung in seiner Stadt möge sich wiederholen und auch zukünftig die Ausstrahlung eines Leuchtturms haben.

Die Gespräche lassen sich in drei Schwerpunkten umreissen.

Erstens: Wie begründet man den Verantwortungssinn der Medien analog dem so hochgehaltenen und gut verteidigten Prinzip der schöpferischen Unabhängigkeit? Als in Amerika und in Europa die ersten Ökologen vor den selbstmörderischen Gefahren warnten,

die unseren Planeten bedrohen, hatte man gelächelt. Heute werden die «Grünen» genommen.

Zweitens verhält es sich mit den Medien wie mit der Luft, die man ständig einatmet: beiden kann man nicht entrinnen. Der islamische Gelehrte Dr. Hassan Badawi schlug deshalb in Le Touquet vor, ob nicht eine Art Gruppierung der «Grünen» für die Medien geschaffen werden sollte, da die Medienluft ebenfalls verschmutzt sei?

Laut Gordon Graham, ehemals Vorsitzender des britischen Verlegerverbandes, beruht die kollektive Freiheit auf der individuellen Verantwortung. Es genüge nicht, bloss dem Gesetz Achtung zu zollen; die Achtung der Person reiche viel weiter und lasse sich nicht in Paragraphen festhalten.

Dritter Schwerpunkt: die Verbindung unter jenen Medienschaffenden zu stärken, die den Ehrenkodex der Kommunikation hochhalten. Es ist wichtig, dass der Journalist anges seiner versammelten Redaktion sich sagen kann, dass er mit seiner Achtung der Werte nicht alleinsteht. Dasselbe gilt für den Reklamefachmann gegenüber ins Kraut schiessenden Ideen von Plakat Künstlern oder Schöpfern von Fernsehspots.

In einem seiner Bücher erzählt Antoine de Saint-Exupéry das Abenteuer eines Piloten, der nach dem Absturz seines Flugzeugs in den Anden seinen Weg suchen muss und in Gedanken an alle, die auf seinen Mut zählen, sich sagt: «Sie wissen, dass ich marschiere.» So könnte also eine Devise für die Medienwelt lauten: «Sie wissen, dass ich trotz Widerständen nicht auf gebe.»

Jean-Jacques Odier

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso	Gestorben Décédé Decesso
Abgereist Parti Partito	Annahme verweigert Refusé Respinto
Adresse ungenügend insuffisante Indirizzo in- sufficiente	Unbekannt Inconnu Sconosciuto

CAUX-
Information

MAI & JUNI 1992

Fotos: Kapadia, Peters, Puig, Söderlund, Spreng, Sursham

Caux-Information

Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Verena Gautschi, René Jacot, Margrit Schmitt-Gehrke, Marianne Spreng

Administration und Redaktion: Postfach 4419, CH-6002 Luzern, Telefon 041 422213

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen: MIRA Bücherdienst, Eggemann, Uhlansstrasse 20, D-4390 Gladbeck

Abonnement: Schweiz: Fr. 32.-, Deutschland: DM 42.-, übrige Länder: sFr. 37.-

Postcheckkonten: Schweiz: 60-12000-4, Caux-Information, CH-6002 Luzern

Deutschland: 2032-751 Postcheckamt Karlsruhe, Caux-Information, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: BUGRA SUISSE Buechler Grafino AG, 3084 Wabern-Bern